Ph. pr. 639 k - 3

Heydenreich

<36604772320018

<36604772320018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Philos. Ethica popul. 2223.

Miscell.

Opp. var. arg.

German.
Vesta.

Veſta

Kleine Schriften
zur
Philoſophie des Lebens
beſonders
des häuslichen,

von

Karl Heinrich Heydenreich

Drittes Bändchen

Mit einem Notenblatte.

Biblioth. Oberaltac.

Leipzig
bey Gottfried Martini. 1800.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

I.

Ueber die Ehe nach Grundſätzen der Rechtswiſſenſchaft betrachtet. Zur nähern Prüfung der vom Herrn Fichte im zweyten Theile ſeiner Grundlage des Naturrechts aufgeſtellten Grundſätze des Eherechts. Von K. H. Heydenreich. S. 3 — 32.

II.

Abrechnung eines gelehrten und rechtſchaffenen Rechtsgelehrten mit ſeinem Gewiſſen, oder das Teſtament von Petrus Pithöus. Von K. H. Heydenreich. S. 35 — 44.

III.

Gedichte. 1) Der Mönch. 2) Die Knabenzeit und 3) Die ſchöne Tänzerin. Von K. Gieſe. 4) Lebensgenuß und Weihe der Geſelligkeit. Von K. Gutjahr. 5) Rundgeſang. Von K. H. Heydenreich. 6) Hochzeitgeſang. Von Matthiſſon. S. 47 — 84.

IV.

Phantaſien. Von K. Gutjahr.
S. 87 — 120.

V.

Linville und Fanny. Eine Franzöſiſche Novelle. Von K. L. M. Müller.
S. 123 — 154.

VI.

Warum iſt der ſchöne Geiſt gewöhnlich zum Geſchäftsmanne untüchtig? Von K. H. Heydenreich. S. 157 — 198.

VII.

Graf Tellow. Ein Beytrag zur Geſchichte unglücklicher Ehen. Von K. H. Heydenreich. S. 203 — 248.

VIII.

Spalding, J. J. Denkſchrift auf ſeine verewigte Gattin, an ihren Vater.
S. 251 — 268.

I.

Ueber die Ehe
nach
Grundſätzen der Rechtswiſſenſchaft
betrachtet.

Zur nähern Prüfung der vom Herrn Fichte im zweyten Theile ſeiner Grundlage des Naturrechts aufgeſtellten Grundſätze des Eherechts.

Vom

Herausgeber.

IV.

Phantaſien. Von K. Gutjahr.
S. 87 — 120.

V.

Linville und Fanny. Eine Franzöſiſche Novelle. Von K. L. M. Müller.
S. 123 — 154.

VI.

Warum iſt der ſchöne Geiſt gewöhnlich zum Geſchäftsmanne untüchtig? Von K. H. Heydenreich. S. 157 — 198.

VII.

Graf Tellow. Ein Beytrag zur Geſchichte unglücklicher Ehen. Von K. H. Heydenreich. S. 203 — 248.

VIII.

Spalding, J. J. Denkſchrift auf ſeine verewigte Gattin, an ihren Vater.
S. 251 — 268.

I.

Ueber die Ehe

nach

Grundſätzen der Rechtswiſſenſchaft

betrachtet.

Zur nähern Prüfung der vom Herrn Fichte im zweyten Theile ſeiner Grundlage des Naturrechts aufgeſtellten Grundſätze des Eherechts.

Vom

Herausgeber.

Man hat mir den Vorwurf gemacht, als habe ich in den vorigen Bänden dieſes Werkes Herr Fichtes Dogmen über das Eherecht einſeitig und parteyiſch beurtheilt. Mir bewußt, daß meine Prüfung ſchlechterdings unbefangen war, und daß ich nur die große Sache der Wahrheit in einer der wichtigſten Angelegenheiten für die

(Wie bekannt, ſo iſt Herr Fichte ein untrügliches Orakel, und alle ſeine Schriften tragen ein äußerſt beſcheidenes Gepräge von Infallibilität eines Prätendenten auf dem philoſophiſchen Pabſtſtuhl. Traurig nur, daß es noch Cardinäle giebt, welche Stimmen haben, und daß er ſchwerlich vom Conclave auf den oberſten Rang in der philoſophiſchen Welt erhoben wird. Einige Schwachköpfe zweifeln ſogar, ob es überhaupt ein philoſophiſches Rom gebe.)

Menſchheit ſichern wollte, fahre ich, gleichgültig gegen unbeſonnene Urtheile, in meiner Kritik über jene ſophiſtiſche Theorie fort. Man vergönne mir den Ausdruck, ich finde ihn allein treffend.

Ich beſchloß im zweyten Bande den Aufſatz, wovon der gegenwärtige die Fortſetzung iſt, mit einer Bemerkung über das Ridikül eines geiſtlichen Gerichts. Immer noch hege ich, ohne mich zu ſchämen, die Schwäche, den Begriff eines geiſtlichen Gerichts für widerſinnig zu halten. Unter Menſchen giebt es nur weltliche Gerichte; das geiſtliche Gericht iſt nur Gottes Sache. Allerdings ſoll die Ehe eine auf moraliſche Güte und wahre Liebe gegründete Verbindung ſeyn. Allein die Unterſuchung darüber kann nie ein Gegenſtand des äußern Rechts ſeyn, und ich weiß von keinem Rechte, als von einem äußern. Sollte ich mich wohl täuſchen, wenn ich behaupte, daß es ſchlechterdings keine rechtsbeſtändigen Kriterien gebe, um zu entſcheiden, welche Geſinnung Perſonen beyderley

Geſchlechts, welche ſich verbinden, eigen ſey, daß alſo auch vernünftiger Weiſe kein Gericht ſo vermeſſen ſeyn könne, ſich ein Urtheil über dieſen Gegenſtand anzumaßen. Nein, es iſt ohne Ausnahme evident, daß eine Aufſicht dieſer Art über eheliche Verbindungen ſich gar nicht realiſiren läßt. Conſiſtorien ſind in Hinſicht der die Ehe betreffenden Streitſachen die unnützeſten Collegien unter allen, die in unſern Staaten angeordnet ſind; Gegenſtände dieſer Art können auch von denen dabey intereſſirten Parteyen, und andern an ihrem Schickſale theilnehmenden Perſonen aus einander geſetzt werden, ohne daß man zur öffentlichen Gewalt ſeine Zuflucht nähme.

Kant hat ſich in ſeiner Rechtslehre ebenfalls zum Theil ſehr ſeltſame Erklärungen erlaubt (S. 106—115.). Er drückt ſich aber mit der ihm eigenen Bedächtigkeit aus. „Der Ehevertrag, ſagt er (S. 110.), wird nur durch eheliche Beywohnung vollzogen.“ Er ſetzt alſo die Gültigkeit des Vertrags voraus, als der Grundlage aller ehe-

lichen Verbindung. Allein paradox iſt es, wenn er ſagt: „der Menſch, welcher ſich verehelicht, brauche ſich gerade den Zweck, Kinder zu erzeugen und zu erziehen, nicht vorzuſetzen; weil ſich außer dem die Ehe auflöſen würde, wenn das Kinderzeugen aufhörte. Eine Ehe ohne jenen Vorſatz iſt bloß eine freundſchaftliche oder eigennützige Verbindung. In jedem Ehevertrage aber, der auf Erzeugung und Erziehung der Kinder geht, liegt auch natürlich die Uebereinkunft über lebenslängliche Gemeinſchaft und bis zum Tode fortdauernde Theilnahme.

Herr Fichte erklärt ſich gegen das Recht des Staates und der Geiſtlichkeit, die Ehe für gewiſſe Grade der Verwandtſchaft zu verbieten. „Liegt, ſagt er, ein Abſcheu gegen dergleichen Vermiſchungen in der Natur, ſo bedarf es keines Geſetzes; giebt es aber keinen ſolchen natürlichen Abſcheu, ſo kann auch auf ihn kein Geſetz gebaut werden.

Er glaubt: Montesquieu habe über dieſen Gegenſtand das Beſte geſagt, wenn er behauptet: „die Aeltern, verbindlich für die Unſchuld ihrer Kinder zu wachen, mußten dem Sohne und der Tochter einen Abſcheu gegen eine Verbindung unter einander einpflanzen; aus dieſer Quelle fließe auch das Heirathsverbot für Geſchwiſterkinder. In den erſten Zeiten der Welt blieben alle Kinder im väterlichen Hauſe, und die Kinder zweyer Brüder betrachteten ſich unter einander ſelbſt, als Geſchwiſter."

Herr Fichte ſcheint mir den richtigen Geſichtspunkt ganz aus den Augen zu ſetzen. Außer aller Staatsverbindung, im vertragloſen Zuſtande iſt es jedem jungen Manne frey geſtellt, ſich zu verbinden, wie er wolle, und alle Rückſicht auf Verwandtſchaft bey Seite zu ſetzen. Seyn es Brüder und Schweſtern, ſeyn es Geſchwiſterkinder; Niemand darf gegen ihre

Ehelichung etwas einwenden. Haben ſie gegen einander Neigung, haben ſie den Vorſatz, alle Pflichten, die ihnen als ehelich verbundnen Perſonen obliegen, zu erfüllen, ſo genießen ſie den Frieden ihrer Seele und die Ruhe ihres Gewiſſens. — Nehmen wir aber einen Staat an, welcher über die ehelichen Verbindungen wacht, ſo ergeben ſich ganz andre Reſultate. Bey aller Ehrfurcht für den großen Montesquieu, halte ich dennoch ſeine Entſcheidung über die Urſachen der Verbotenheit von Ehen in den nächſten Graden der Blutsverwandtſchaft für unzureichend. — So wie ich mir die Sache denke, und in wie fern der politiſche Geſichtspunkt nicht aus den Augen gelaſſen werden darf, denken muß, ſo iſt der Staat in der Nothwendigkeit, vor allen Dingen dafür zu ſorgen, daß die Bevölkerung nicht bloß unterhalten, ſondern auch vermehrt werde. Nun ſind bekanntlich die Kinder, welche man ohne Leidenſchaft erzeugt, kraftlos und matt; nahverwandte Perſonen können keine feurige Neigung für einander fühlen,

ſie ſind an einander gewöhnt, ungefähr wie Eheleute, welche ſchon etwa fünf und zwanzig Jahre zuſammen gelebt haben; die Liebe iſt zur Achtung und Freundſchaft geworden, und nur durch heiße innige Liebe gedeihen wackere Menſchen; ohne ſie ſind es nur phyſiſche und moraliſche Sterblinge *). Da nun der Staat vorzüglich

*) Ich berufe mich hier auf die vielen Beyſpiele von unehelichen Kindern, ich möchte ſagen von Kindern der Liebe, welche große Männer wurden. Christian Weiſe hat eine ziemliche Anzahl davon in ſeiner Abhandlung: de ſpuriis in eccleſia et re literaria claris (Lipſ. 1693.) angeführt. Auch Marville in ſeinen Mélanges T. I. p. 222. Der berühmte, wegen der Gotteslaugnung verbrannte Vanini wünſchte ſich, ein außereheliches Kind zu ſeyn, weil er bey ſolcher Herkunft ein Mann von größern Talenten geworden wäre. Einer der ehrwürdigſten außerehelichen Kinder iſt bekanntlich Erasmus von Rotterdam. Sein Erzeuger hieß Gerhard Gerhardi. Er nahm aber aus wirklich misverſtandener Scham den Namen Deſiderius Eras-

darauf bedacht ſeyn muß, daß die Bevöl-
kerung ſteige, oder doch wenigſtens nicht

mus an. Der Dichter Baudius, wel-
cher wohl oft im Rauſche vernünftiger
urtheilte, als die nüchternſten Menſchen,
ſagt von Erasmo: (epiſt. centur. II. ep.
11.) Neque enim eſt noſtrae ſpontis et
optionis, ut legere poſſimus ad faſtum
parentes: aequo animo non ſolum ha-
bendi, ſed et colendi ſunt, quos Dei
benignitas nobis aſſignavit. Quanquam
non video, cur Erasmum ortus ſui
pudere aut poenitere debeat. Nam ma-
ter eius ut optima Dido

Huic uni forſan potuit ſuccumbro cul-
pae,

In caeteris vitae partibus ita ſe geſſit
ut ſingularis exempli foeminam reprae-
ſentaret. Pater item probo genere na-
tus fuit, nec expers humaniorum diſci-
plinarum, ut ferebat captus ſaeculi,
tum autem moribus ita factus ad ge-
nium urbanitatis et ad elegantiam ioco-
rum, ut ab hominibus amoenioris no-
tae cognomen Eutrapeli reportaverit.
Es hängt nicht von unſrer Willkühr und
freyer Wahl ab, zu Begünſtigung unſrer
Ehrſucht und Eitelkeit unſre Aeltern zu

verringert werde, ſo darf er die Ehe unter nahen Verwandten nicht zulaſſen. Ich übergehe andere Gründe, welcher man ſich zur Erhärtung der Unzuläſſigkeit ſolcher Verbindungen bedienen kann. Es findet ſich unter ihnen keiner, dem man nicht ſo fort einen Widergrund entgegen ſetzen könnte. Nur einige will ich ausheben: 1) Die Familienliebe, welche Geſetz der Natur iſt, wird durch Verbindung von nahe verwandten Perſonen, wenn auch nicht unterdrückt, doch geſchwächt;

wählen. Diejenigen, welche Gott uns gab, müſſen wir nicht etwa bloß dulden, wir müſſen ſie verehren. Deßhalb begreif ich nicht, warum Erasmus ſich ſeiner Aeltern ſchämt. Freylich hat ſeine Mutter mit ſeinem Vater außer der Ehe eine Schwäche zugelaſſen; aber übrigens hat ſie ſich als eine muſterhafte Frau betragen. Der Vater von ſelbigem Gelehrten war ein rechtſchaffener und aufgeklärter Mann. Im Umgange mit Menſchen war er ſo ſcherzhaft und witzig, daß man ihm den Beynamen des Jovialiſchen Gelehrten gab.

2) die Mitglieder der Familie werden in Hinſicht ihrer Vermögensumſtände in Zwietracht verſetzt; 3) die Verbundenen bekommen bey der Familie einen Vorrang, wodurch andere Glieder derſelben zurückgeſetzt werden.

In keinem von dieſen Fällen kann der Staat nach beſtimmten Normen verfahren, wie es doch die Natur der Geſetzgebung erfordert. Alles bleibt dem Gewiſſen und den Privatverhandlungen der Familien überlaſſen *).

Demnach beharre ich auf meiner ſchon erklärten Behauptung: „Nur in wie fern, erweislich aus phyſiſchen Gründen, die Bevölkerung durch Ehen von ſo naher Verwandtſchaft leidet, kann der Staat ein Recht haben, ſie zu verbieten.“ In den alten Staaten, wie auch

*) In vielen Staaten der Vorzeit waren die Eheverbindungen unter den allernächſten Blutsverwandten erlaubt. Brüder und Geſchwiſterkinder durften einander ehelichen.

in einigen neuern, ſetzte man für die Erſt⸗geborenen ausgezeichnete Vorrechte feſt, weil man nicht ohne Grund annahm, ſie beſitzen, als Geſchöpfe, erzeugt durch das erſte glühendeſte Feuer der Liebe, die größt⸗möglichſte Fülle von körperlicher und gei⸗ſtiger Kraft. Man müßte alle Einſichten über den Einfluß der Erzeugung auf das Verhältniß der Erzeugten gegen den Staat verläugnen, wenn man behaupten wollte, daß ſie darin gefehlt hätten. Ich geſtehe die Ausnahmen zu, halte aber mit Stren⸗ge auf der Regel: die Erſtgebornen ſind ohne Widerrede die Menſchen von den beſten Anlagen, wenn anders die Aeltern bey dem Eintritte in ihre Verbindung Perſonen von unverletzter Keuſchheit waren, und ſich einander mit wahrem Feuer und wahrem Enthuſiaſm für Vollkommenheit und Glück der Welt hingaben. Aus dieſer richtigen Anſicht der Sache ent⸗ſprangen alle jene bürgerlichen Geſetze, wodurch man den Erſtgebornen in Fa⸗milien ſo große Vorrechte zuſicherte.

Verlaſſen wir dieſen Geſichtspunkt, ſo iſt nichts thörichter, als die Entſcheidung für eben dieſe Vorrechte der Erſtgebornen. Cultur des Verſtandes und Vollkommenheit der Herzen kann hier nicht entſcheiden, denn der jüngſte Sohn der Familie kann darin dem älteſten überlegen ſeyn. Es kommt alles auf das Phyſiſche an; darauf allein nimmt der Staat Rückſicht.

Aus dem bisher Geſagten ergeben ſich die Reſultate:

1) Brüder und Schweſtern ſollen ſich in keine Geſchlechtsverbindung einlaſſen;

2) Geſchwiſterkinder ſollen es eben ſo wenig thun, wenn ſie beyſammen wohnen;

3) Ueberhaupt alle Blutsverwandte nicht in eheliche Gemeinſchaft treten, wenn ſie vorher in jener Vertraulichkeit zuſammen gelebt haben, welche das Feuer der Liebe erlöſcht;

4) Sind ſie in Entfernung geweſen, und haben jene Familiarität nicht eingehen können, welche eine feurige Geſchlechtsneigung unmöglich macht, ſo können ſie einander ehelichen. Der Staat kann darauf rechnen, daß ſie kraftvolle Menſchen erzeugen.

Jetzt treffe ich auf eine Behauptung des Herrn Fichte, welche mich lachen macht: „Der Beyſchlaf iſt die eigentliche Vollziehung der Ehe *); durch ihn erſt unterwirft das Weib ihre ganze Perſönlichkeit dem Manne, und zeigt ihm ihre Liebe, welche er (nach dem Verfaſſer) durch Großmuth belohnt.“ In jedem Bordelle werden ſo nach jedes Mal

*) Hier erinnere ich mich an Voltair's Huronen, wenn er bey dem Akte des Beyſchlafs ausruft: „ich heirathe, ich heirathe.“ Siehe den Roman deſſelben, l'Ingénu betitelt.

Ehen geſchloſſen, wenn Buhlerinnen gegen die Perſonen, welche ſie beſuchen, Liebe fühlen. Seltſamer Begriff von einer Ehe!! Er überſteigt den Horizont meiner Urtheilskraft und Einſicht. Eine Ehe wird, nach meiner einfältigen Vorſtellung, geſchloſſen, wenn die Perſonen, welche ſich zu vereinigen entſchloſſen ſind, redlich und rechtlich ihren Vertrag eingehen, den Geſchlechtstrieb mit einander auf eine der Würde der menſchlichen Natur angemeſſene Weiſe zu befriedigen. „Das Eheverlöbniß, ſagt Herr Fichte, macht keine Ehe.“ Freylich ein betrügeriſches Eheverlöbniß nicht; ein ſolches iſt aber auch gar nicht für ein wahres Verlöbniß zu halten, ſo wie kein Vertrag rechtliche Gültigkeit haben kann, bey welchem ein Theil den andern, oder beyde Theile einander hintergehen. Wie höchſt abſurd der Gedanke ſey: die Frau unterwerfe durch den Beyſchlaf ihre ganze Perſönlichkeit dem Manne, habe ich ſchon im Vorigen gezeigt. Man muß ganz ſinnloſe Begriffe von Perſönlichkeit hegen,

wenn man es zuſammen reimen kann, daß ein Menſch ſeine ganze Perſönlichkeit einem andern Menſchen unterwerfe. Ein Weib unterwirft durch den Beyſchlaf ihrem Gatten nur ihren Leib, aber ihren Charakter als moraliſches Weſen kann und darf ſie ihm nicht unterwerfen. —

„Die Aufhebung eines Eheverlöbniſſes, ſagt Herr F., iſt nicht als eine Scheidung zu betrachten.“ Wenn das Eheverlöbniß ein Vertrag, und Scheidung nichts anders als Auflöſung eines Vertrags iſt, ſo ergiebt ſich unfehlbar, daß allerdings die Aufhebung eines Eheverlöbniſſes als Scheidung angeſehen werden muß. Die Trauung iſt nichts anders, als ein Aktus, wodurch das vorher gegangene Eheverlöbniß durch religiöſe Ideen und Empfindungen bekräftigt, und die Verbindung beyder Perſonen auf die feyerlichſte Art der chriſtlichen Gemeinde öffentlich angekündigt wird. Es iſt alſo bloß Spitzfindigkeit, wenn Herr F. ſagt: „Die Trauung erkenne nur die ſpäter zu ſchließende Ehe im

voraus juridiſch an.“ Sonach wäre ſie nichts anders als eine Ceremonie, wodurch an heiliger Stätte und gleichſam vor Gottes Angeſichte erklärt würde, daß zwey Perſonen beyderley Geſchlechtes den Beyſchlaf ausüben wollen. Die Trauung iſt die Sanktion des Verlöbniſſes, und gilt für einen Eidſchwur, wodurch die ſich zur Ehe verbindenden Perſonen ihrem Vertrage die möglichſte Feſtigkeit und Sicherheit geben ſollen. Herr Fichte hat die richtige Anſicht der Sache ganz verdreht. Auch iſt die Trauung in unſerm Staate keine juridiſche, ſondern eine moraliſch-religiöſe Handlung. Die juridiſche Handlung iſt das Verlöbniß, und dieſe ſollte unſtreitig unter obrigkeitlicher Aufſicht und im Beyſeyn ausdrücklich zum Zeugniſſe verpflichteter Perſonen geſchehen.

Hatte Herr Fichte ſo eben geſagt: die Trauung erkenne bloß die ſpäter zu ſchließende Ehe juridiſch an, ſo behauptet er im folgenden Paragraphen, das ganze Verhältniß der Ehegatten ſey gar kein juridiſches,

ſondern lediglich ein natürliches und moraliſches Verhältniß der Herzen; ihre Verbindung ſey eine Verbindung der Herzen und der Willen, ſie ſeyn eine Seele. Mit poſſierlicher Bündigkeit zieht er daraus die Folgerung, es laſſe ſich gar nicht voraus ſetzen, daß ein Rechts-ſtreit unter ihnen entſtehe, und der Staat habe über das Verhältniß beyder Ehegatten gar keine Geſetze zu geben; ſo bald Streit entſteht, ſey die Trennung ſchon geſchehen. Er denkt ſich hier Ideale von Ehegatten, wie ſie in der Regel gar nicht voraus zu ſetzen ſind. Freylich würde der Staat in Beziehung auf dieſe keiner Geſetzgebung bedürfen, ſo wie überhaupt für eine Geſellſchaft von Engeln alle Geſetzgebung überflüſſig wäre. Allein kann wohl der Staat ſeine Maßregeln nur auf die wenigen Paare berechnen, welche einander mit ungetheilter und feſter Liebe zugethan ſind? Und da dieſe wenigen ihrem Charakter nach nicht einmal mit

derjenigen Evidenz zu erkennen ſind, ohne welche eine rechtliche Unterſuchung über die Moralität ihres Verhaltens gegen einander aller Sicherheit und Gewißheit ermangelt, wie mag ein denkender Mann behaupten, der Staat habe gar nicht nöthig, in Beziehung auf eheliche Streitigkeiten Geſetze zu geben. Wenn die Rede davon iſt, was Geſetzgebung, dieſen Gegenſtand betreffend, leiſten könne und leiſten ſolle, ſo müſſen die Menſchen angenommen werden, wie ſie der Mehrheit nach wirklich ſind, nicht wie ſie zu ſeyn und zu handeln ihrer Pflicht nach verbunden wären; der Staat iſt nur zu ſehr dabey intereſſirt, eheliche Streitigkeiten durch Vergleich, oder im Fall der Nothwendigkeit durch gewaltſame Mittel zu ſchlichten, er muß alſo zu dieſem Behufe Geſetze geben. Wie wenige Ehegatten giebt es, unter denen nicht ein Rechtsſtreit entſtehen könnte; ſollte nun dann ſogleich die Trennung der Ehe ohne weitere Unterſuchung erfolgen, welche nachtheilige Folgen hätte dieß für den Staat, vorzüglich in Hinſicht der Erziehung der Kinder, die

doch gewiß ein Gegenſtand ſind, auf welchen die Regierer der Staaten ihre Aufmerkſamkeit auf das angelegentlichſte richten müſſen!

Wenn Herr F. ſagt: „Die Frau gehöre nicht ihr ſelbſt an, ſondern dem Manne, ihre Unterwerfung unter den Willen des Mannes ſey unbegrenzt, der Staat betrachte ſie gar nicht als eine rechtliche Perſon, ſie ſey durch ihre Verheirathung für den Staat ganz vernichtet, der Mann trete ganz an ihre Stelle, werde ihr Garant bey dem Staate, lebe in allem ihr öffentliches Leben, ihr bleibe nur ein häusliches Leben übrig," ſo ſcheint er ganz zu vergeſſen, daß ſeine Unterſuchungen nicht in den Bezirk der poſitiven Geſetzgebung gehören, daß er kein Eherecht nach Geſetzen irgend einer Provinz des Deutſchen Reiches, ſondern ein Eherecht nach Prinzipien des allgemeinen Staatsrechts liefern wolle. Aus dieſem Geſichtspunkte beurtheilt ſcheitert ſeine ganze Theorie. Man ſieht nicht ab, war-

um nun die Weiber ſchlechterdings in einem Staate eine ſo niedrige und nachtheilige Situation einnehmen müßten. — „Sie „muß ſich unterwerfen, um ihrer eignen „Ehre willen.“ Mich dünkt, ſie unterwirft ſich, wenn ſie ſich in dieſem Umfange unterwirft, allezeit zu ihrer Schande. Beynahe ſollte man denken, die lächerliche Meinung werde wieder angeregt, daß die Weiber keine Menſchen ſeyn. In wie fern ſie Menſchen ſind, können ſie ſich ohne gänzliche Aufopferung ihrer Würde ſo nicht hingeben. Herr Fichte iſt aber von Sophiſmen ausgegangen, und als ein wunderſam konſequenter Mann muß er nun überall auf ſophiſtiſche Behauptungen gerathen. Allerdings, wenn es gegründet wäre, daß das Weib mit dem Beyſchlafe ihre ganze Perſönlichkeit aus Liebe hingebe, daß ſie nicht nur ihr ganzes Schickſal, ſondern auch ihre innere Seelenruhe und den Glauben an ihren ſittlichen Charakter von ihm gänzlich abhängig mache, (S. 171.) daß ſie nur dadurch ihre Würde behaup-

te, und auf die Großmuth des Mannes Anſpruch machen könne; wenn dieß gegründet wäre, ſo ergäbe ſich auch die Folgerung, daß der Mann ganz an ihre Stelle trete, daß der Staat ſie nicht als eine rechtliche Perſon betrachte, daß ſie durch ihre Verheirathung für den Staat ganz vernichtet ſey u. ſ. w. Allein, wenn der Grund wegfällt, fällt auch das Begründete weg, wie der Herr Verfaſſer ſo oft einſchärft.

Um das Leere der ſpitzfindigen Behauptungen des Herrn Fichte ganz evident zu machen, gebe ich folgende Alternative: 1) Entweder Mann und Weib beſitzen in gleichem Grade einen edeln und feſten moraliſchen Charakter, Einſicht ihrer rechtlichen Verhältniſſe und Entſchloſſenheit im Handeln; — dann wäre es höchſt lächerlich, wenn der Staat das Weib nicht als eine rechtliche Perſon betrachtete, wenn es für den Staat ganz vernichtet wäre. Herr F. nimmt Mann und Weib in der edelſten Geſtalt an, um ſo ſeltſamer ſeine Behaup-

tung. — 2) Oder der Mann iſt von niedriger, wohl gar boßhafter Denkungsart, wie es ja ſo oft der Fall iſt, daß brave und verſtändige Mädchen ſich in ihrer Wahl täuſchen. Dann kommt das betrogene Weib übel weg, wenn ihre rechtlichen Angelegenheiten ganz dem Manne überlaſſen werden müßten. Man wende nicht ein, daß die Gattin in jenem Falle auf Scheidung klagen könne, und der Staat ihr dieſe gewähren müſſe. Böſe Menſchen ſind gemeiniglich klüger und verſchlagener als die guten, und ein Weib kann durch einen Gatten von einem ſolchen Charakter, ohne daß ſie es ahnde, in das größte Unglück geſtürzt ſeyn. Ich folgere hieraus, daß es in jedem vernünftig eingerichteten Staate den Ehefrauen erlaubt ſeyn müſſe, über ihre rechtlichen Angelegenheiten ſelbſt zu wachen. Wollen ſie aus beſonderm Zutrauen die Führung derſelben ihren Männern anvertrauen, ſo kann es durch den Staat nicht gehindert werden, man müßte denn von ihrer Unfähigkeit, ſie geſchickt und gewiſſenhaft zu verwalten, gewiß verſichert ſeyn.

Herr Fichte iſt durchaus in ſeinem Ehe-rechte auf zwey Irrwege gerathen. Bald zieht er ſeine Reſultate aus idealiſchen Vorſtellungen von moraliſch vollkommenen Bürgern und Mädchen; (denn Bürgerinnen ſind nach ſeiner Theorie vernünftiger Weiſe nicht möglich, wenn man unter Bürgerin denkt, was darunter zu denken iſt) bald leitet er ſie von den poſitiven Einrichtungen der Staaten der wirklichen Welt her. Kurz er verkennt die Natur der Wiſſenſchaft, die er behandelt.

Ich laſſe einige folgende Sätze unberührt, weil ſie theils offenbar ſophiſtiſch, theils allgemein anerkannt ſind, und gehe zu ſeinen Meinungen vom Ehebruche über. Sie hängen mit ſeinen Vorausſetzungen, welche die Grundlage ſeiner Theorie ausmachen, dem Scheine nach, bündig zuſammen. „Urſprünglich geht der Mann auf Befriedigung des Geſchlechtstriebes aus. Sobald er lernt, daß im Weibe Liebe wohne, und ſie ſich nur aus Liebe ergeben ſolle, ſo veredelt ſich ſein Naturtrieb. Er will nicht bloß

genießen, er will geliebt ſeyn. Er weiß, daß das Weib ſich nur aus Liebe hingeben ſoll, wenn es nicht verächtlich werden will. Er muß ſich ſelbſt verachten, wenn er genöthigt wäre, ſich als das bloße Werkzeug der Befriedigung eines unedeln Triebes anzuſehen. Aus dieſen Prinzipien iſt die Wirkung des Ehebruchs der Frau auf den Mann zu beurtheilen. Die Ehefrau, welche ſich einem andern Manne ergiebt, ergiebt ſich ihm entweder aus ganzer wahrer Liebe, oder aus Wolluſt. Im erſten Falle hat ſie ihren Mann zu lieben aufgehört, das ganze Verhältniß mit demſelben iſt vernichtet; die Verbindung mit ihm muß ihr jetzt als thieriſch vorkommen. Setzt ſie das bisherige Verhältniß gegen ihren Gatten fort, aus welcher Rückſicht es auch geſchehe, ſo braucht ſie ihre eigne Perſönlichkeit für einen niedrigen Zweck,

und macht dadurch den Ehemann ſelbſt zum Mittel. — Den zweyten Fall betreffend, ſo hat ſie gewiß auch ihren Ehemann nicht geliebt, ſondern ihn lediglich zur Befriedigung ihres Triebs gebraucht. Der Ehebruch des Weibes vernichtet alſo das ganze eheliche Verhältniß; die Würde des Mannes ſinkt, wenn er nicht die Trennung des eingegangenen Bandes ſofort unternimmt."

So ſtreng Herr Fichte das ehebrecheriſche Weib beurtheilt, und ſo hart er es behandelt wiſſen will, ſo nachſichtig und tolerant iſt er gegen den ehebrecheriſchen Gatten. Er ſagt: „Seine Handlungsart ſey in jedem Falle ſchlecht, es möge ſich nun die Perſon, mit welcher er ſich vergeht, ihm aus Liebe hingeben, oder um eines andern Zwecks willen. Im erſten Falle handle er ungerecht; er mache ſich gegen ſie zu allen Pflichten der Ehe anheiſchig, und könne ſie doch nicht erfüllen; im

zweyten zeige er eine unedle Denkart, indem er bloß auf ſinnliche Luſt ausgeht. Nun werde zwar durch ſeinen Ehebruch ſein Charakter nicht ertödtet, wie beym Weibe, allein ſein Weib kann ihn in Verdacht nehmen, daß ſeine großmüthige Zärtlichkeit nur eine Maske war, hinter welcher er einen bloß phyſiſchen Trieb verbarg. Ihr Verhältniß gegen ihn wird dadurch zuverläſſig verbittert, und dieß iſt gegen die ſchuldige Großmuth des Mannes. Alſo vernichtet der Ehebruch des Mannes nicht nothwendig das eheliche Verhältniß, wie der Ehebruch des Weibes.

Den Ehebruch des Weibes betreffend, ſo habe ich mich über die Prinzipien, von denen Herr Fichte ausgeht, bereits im Vorigen erklärt. Uebrigens erfordert die Pflicht der Unpartenlichkeit, dem Verfaſſer in Hinſicht ſeines ſcharfſinnigen Beweiſes, daß der Ehebruch des Weibes das eheliche Verhältniß vernichte, Gerechtigkeit wider=

fahren zu laſſen. Allein wir haben nicht nöthig, die falſchen Vorſtellungen deſſelben vom Verhältniſſe zwiſchen Mann und Weib in Hinſicht der Geſchlechtsgemeinſchaft anzunehmen, um zu jenen Reſultaten zu gelangen. Sie ergeben ſich, wie fern ſie wahr ſind, aus andern Prämiſſen, die ich im erſten Aufſatze des erſten Bandes dieſes Werks entwickelt habe, mit nicht bloß ſcheinbarer, ſondern wahrer Bündigkeit. Nur kann ſchwerlich ein Kenner der Welt zugeben, daß eine Gattin, welche ſich zu einem Ehebruche erniedrigt, ihren Ehemann gewiß nie geliebt habe. In den meiſten Fällen mag es wahr ſeyn; es giebt aber Ausnahmen, wo Frauen bey aller Liebe für ihre Männer, aus Leichtſinn und durch Verführung hingeriſſen, ſich einen ſolchen Fehltritt erlaubten, und mit Reue in die Arme des geliebten Gatten zurückkehrten.

Wenn anderer Seits Herr Fichte in Beziehung auf Ehebruch ſo ſehr tolerant gegen die Männer iſt, ſo wird jeder unbefangene Leſer die Gründe, worauf er ſich ſtützt,

für ganz unbefriedigend halten müſſen. Ehebruch von Seiten des Weibes und Ehebruch von Seiten des Mannes bewirken aus gleichen Gründen die Scheidung. Der Bruch des Ehevertrages muß auf beyden Seiten dieſelben rechtlichen Folgen haben. „Der Charakter des Mannes, ſagt Herr F., wird nicht wie der des Weibes durch Ehebruch ertödtet.“ Was mag dieß wohl bedeuten, daß der Charakter der Perſon eines Geſchlechts ertödtet werde. Nach ſeiner Theorie unfehlbar: daß das Weib durch Ehebruch beweiſe: „ſie ſey unfähig ſich aus Liebe hinzugeben; daß aber der Mann ſeine ihm von jenem Philoſophen angedichtete Eigenthümlichkeit nach wie vor behaupte, nämlich die, „daß er, urſprünglich nur ein brünſtiger Wollüſtling, durch genauere Vertrautheit mit dem andern Geſchlechte ſich veredle und einer (ſo nennt es Herr F.) zärtlichen Großmuth fähig werde. Ich läugne das erſte und finde in dem andern gar

keinen Sinn. Ein Weib vernichtet durch einen Ehebruch ihren moraliſchen Charakter ſchlechterdings nicht. Es giebt ja der Erfahrung zu Folge Beyſpiele genug, wie Gattinnen ſich ihrem Manne mit voller Liebe hingeben, und dennoch zugleich, ohne Liebe, aus üppiger Geſchlechtsleidenſchaft, eine phyſiſche Gemeinſchaft mit irgend einem angenehmen Hausfreunde unterhalten. — Was den Ehemann anbetrifft, ſo wird er ſich nur in ſo fern veredeln, als er jene ſo genannte zärtliche Großmuth an eine einzige geliebte Perſon in ehelicher Verbindung zu verwenden fähig iſt. Wie folgt nun wohl aus des Verf. Behauptung, Ehebruch ſey ihm nachzuſehen, weil er auch nach demſelben zärtlich großmüthig ſeyn könne. Gegen wen denn? Gegen ſein Weib? Dieſes wird ihm nach einer ſolchen Wegwerfung für ſeine zärtliche Großmuth oder ſeine großmüthige Zärtlichkeit keinen Dank wiſſen, und einen ſo zärtlichen Großmüthigen im Gefühle ihrer verletzten Ehre für immer zurückweiſen. Herr Fichte beruft

ſich auf jene unvernünftige Denkart ſo vieler Perſonen vom vornehmen und niedrigen Pöbel, nach welcher ſie Weiber achten, wenn ſie duldſam gegen die Ausſchweifungen ihrer Männer ſind, hingegen Männer verachten, welche mit ſchonender Gleichgültigkeit die Hahnreyſchaft ertragen. Er hält dieſes elende Vorurtheil — weil es eine Stütze ſeiner ſpitzfindigen Behauptung iſt, für eine tief in der menſchlichen Seele liegende Meinung, und macht damit dem Pöbel ein ehrenvolles Compliment. — Ein Weib handelt alſo ihrer Würde gemäß, wenn ſie ſich immerhin einem Manne mit Liebe hingiebt, der den heiligſten Vertrag bricht, der Mann muß aber ein Weib verſtoßen, welches dieſelbe Schändlichkeit begeht!! So wahr iſt es, daß es keine ſo tolle Meinung giebt, für welche ſich nicht ein Philoſoph erklärt hätte. —

Um die Leſer durch dieſe polemiſche Abhandlung nicht zu ſehr zu ermüden, verſpare ich die Prüfung der Fichtiſchen Lehre von der Eheſcheidung bis zu dem nächſten Bande.

II.

Abrechnung

eines gelehrten und rechtſchaffenen Rechts-gelehrten mit ſeinem Gewiſſen

oder

das Teſtament

von

Petrus Pithöus.

Jeder Rechtsgelehrte muß den berühmten Petrus Pithöus kennen, einen Mann, der nicht nur über das Civilrecht und die beſondern Rechte ſeines Vaterlandes Licht verbreitete, ſondern auch praktiſch für die Menſchheit viel wirkte. Mehrere Gelehrte haben Selbſtgeſtändniſſe ihrer Schwächen hinterlaſſen. Pithöus gab ſich acht Jahre vor ſeinem Tode in einem beſondern für die Nachwelt beſtimmten Aufſatze ein ſo ehrenvolles Zeugniß, daß man es für ein gleißneriſches Werk der Eitelkeit halten würde, wenn nicht die Zeugniſſe ſeiner Zeitgenoſſen völlig damit übereinſtimmten. Der Verfaſſer ſeiner Lebensbeſchreibung in Bateſii vitis ſelectorum aliquot virorum etc. (Londini 1681.) drückt ſich ſehr ſchön über ihn aus: „Notus optime ſibi ipſi et noſci aliis non timens. (Bey der

vollkommenſten Selbſterkenntniß und der unparteyiſchſten Prüfung ſeines Werthes, fürchtete er den Blick des Menſchenkenners nicht; er konnte ſich, ohne zu erröthen, in ſelner wahren Geſtalt zeigen.)“ Er wollte ſein Teſtament verfaſſen, allein der Tod überraſchte ihn, er konnte nur noch ſagen: man ſolle jenen Aufſatz für ſein Teſtament halten. Der angezogene Biograph ſagt: „Quod ille verum de ſe teſtimonium teſtamenti vicem reliquit ſuis manſurum poſteris exemplar vitae integerrimae, ſanctiſſimae, prudentiſſimae, quam ſequantur, quibus cura honeſti et recti, pauci adſequantur. (Jenes Zeugniß von ſich ſelbſt hinterließ er den Seinen als ein Teſtament; es ſollte für die Nachwelt das Muſter des ſchuldloſeſten, gewiſſenhafteſten und klügſten Lebenswandels ſeyn. Jeder, der Gefühl für Rechtſchaffenheit und Edelſinn hat, ſtrebe es zu erreichen,

aber gewiß werden es wenige erreichen.)“

In nomine Domini, Amen!

Moribus valde corruptis ac pravis, ſeculo infeliciſſimo, quantum in me fuit, fidem ſervavi.

Amicos ex animo amavi et colui. Inimicos benefactis vincere aut contemnere, quam ulciſci malui.

Coniugem ut me ipſum habui. Liberis parum indulſi, famulis ut hominibus uſus ſum.

Im Namen des Herrn, Amen!

In einem ſittenloſen Zeitalter, voll Empörung und bürgerlicher Unruhen, habe ich nach meinen Kräften die Rechtſchaffenheit meines Charakters behauptet.

Meine Freunde habe ich herzlich geliebt und geachtet. An meinen Feinden habe ich mich nie gerächt, ich habe aber geſucht, ſie durch Wohlthaten zu beſiegen, oder ſie mit Verachtung beſtraft.

Mein Weib habe ich geliebt, wie mich ſelbſt, meine Kinder mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit erzogen. Meine Dienſtboten habe ich wie Menſchen behandelt.

Vitia ſic odi etiam in meis, ut virtutes in externis vel hoſtibus veneratus ſim.

Privatae rei ſervandae potius quam augendae operam dedi.

Quod mihi fieri nolui, alteri vix unquam feci aut fieri paſſus ſum.

Iniuſtam aut difficilem gratiam ut venalem ſprevi.

Sordes et avaritiam in omnibus praecipue vero in religionis ac iuſti-

Ich habe das Laſter gehaßt, wenn ich es auch bey meinen nächſten Verwandten traf. Die Tugend habe ich auch an Menſchen, die mir fremd waren, ja an meinen Feinden geehrt.

Mein Vermögen habe ich nicht ſowohl zu vermehren, als zu erhalten geſucht.

Welche Handlungen ich von andern nicht gegen mich ausgeübt wiſſen wollte, habe ich auch andern nie angethan, noch zugelaſſen, daß ſie andern angethan würden.

Eine mit Ungerechtigkeit verknüpfte und theuer zu erkaufende Gunſt habe ich jederzeit, wie eine feile Waare, verachtet.

Gegen Niedrigkeit und Geitz habe ich tiefen Abſcheu gefühlt, beſonders wenn ich ſie

tiae ſacerdotibus et miniſtris exſecratus ſum.

Puer, iuvenis, vir, ſenectuti multum detuli.

Patriam unice dilexi.

Opus potius, quam honores, aut magiſtratum amavi, ac prodeſſe quam praeeſſe malui.

Privatus ultro publico ſtudui: Ei nil praetuli, atque in commune conſulere, potius tutiusque ſemper exiſtimavi.

bey Dienern der Kirche und bey Rechtsgelehrten antraf.

Durch meinen Lebenswandel als Knabe, Jüngling und Mann habe ich mir die Beſchwerden des Alters ſehr gemildert.

Mein Vaterland habe ich über alles geliebt.

Ich bin mehr befliſſen geweſen, Arbeiten zu bekommen, als Ehrenſtellen und obrigkeitliche Poſten; habe lieber nützen als regieren wollen.

Das gemeine Beſte iſt immer mein vorzüglichſtes Augenmerk geweſen.

Statum publicum laborantem prudenter ſanari, emendarique optavi. Perverti, immutari, aut perturbari penitus nunquam cupivi.

Pacem vel iniuſtam, quod bona omnium bonorum venia dixerim, civilibus discordiis belloque potiorem putavi.

Pietatis et religionis ſacro-ſancta nomina, ambitioni atque avaritiae, ſceleribusque praetexi et obtendi gravius tuli.

Es war immer mein Wunſch, daß man den Gebrechen des Staates mit Klugheit abhelfe, aber nie habe ich gewaltſame Revolutionen billigen können.

Mögen mir alle rechtſchaffene Menſchen verzeihen, ich bin jederzeit dafür, daß man einen, wenn auch mit Aufopferung verknüpften Frieden, bürgerlichen Unruhen und Kriegen vorziehe.

Daß man die heiligen Namen der Religion und Gottesfurcht zu Mitteln herabwürdigt, Ehrſucht und Geitz und Verbrechen aller Art zu beſchönigen, hat mich jederzeit tief gekränkt.

Melioris antiquitatis non indiligens quaeſitor, admirator et cultor, novitates facile inſuper habui.

Quaeſtiones vanas disputationesque ſubtiliores de iis, quae ad Deum pertinent, ut noxias odi ac fugi.

Simplicitatem prudentia aliqua conditam et ſeptam, aſtutia et calliditate tutiorem, feliciorem que ſaepius expertus ſum.

Recte de rebus iudicandi ſtudium, eloquentiae artibus praetuli.

Ich habe die Muſter der alten klaſſiſchen Litteratur nicht ohne Fleiß ſtudirt, ſie bewundert und verehrt, dabey glaubte ich die neuern Werke ſehr gut entbehren zu können.

Spitzfindige Grübeleyen und Streitigkeiten über die Gottheit habe ich jederzeit als etwas Schädliches gehaßt und bin ihnen ausgewichen.

Einfalt des Herzens, gewürzt und geſichert durch Klugheit, habe ich oft als ein ſichereres Mittel zum Glücke bewährt gefunden, als Liſt und Verſchlagenheit.

Eine reife und treffende Urtheilskraft gilt mir mehr als die Künſte der Beredſamkeit.

Procul ambitu atque avaritia invidiaque inter amicos plures ac bonos potentesque fortuna non plane infima, ſollicitius aliquando vixi quam privatum fortaſſis decuit; de publicis tamen et amicorum rebus magis quam de propriis cogitans.

Nullum duxi gratiorem diem, quam, quo publico aut amicis adeſſe aut prodeſſe datum eſt.

Mala praeſentia quam metum im-

Entfernt von Ehrgeitz, Habſucht und Neid, verbunden mit mehrern braven und mächtigen Freunden, begabt mit einem nicht unbedeutenden Vermögen, habe ich zuweilen vielleicht zu ſorgſam über meine Güter gewacht. Indeſſen habe ich immer mehr die Angelegenheiten des Publikums und meiner Freunde, als die meinigen berückſichtigt.

Meine glücklichſten Tage waren die, wo ich für das gemeine Beſte oder für meine Freunde Gutes wirken konnte.

Gegenwärtige Uebel ertrug ich mit mehrerer Standhaftigkeit, als die Furcht vor noch bevorſtehenden. Lieber war es mir, die

pendentium fortius tuli: extremaque facilius quam dubia.

Recta ſincera aequabili atque conſtanti inter omnes Iuſtitiae adminiſtratione, etiam Sceleratiſſimis atque audaciſſimis os occludi, manus obligari, vidi, expertus ſum.

De patrimonio ac bonis meis, quantulacunque illa poſt mortem meam erunt, legibus potius, quam mihi iudicium permiſi, permittoque.

Vnum opto et ſpero, ut quem in me animum cariſſimae ac probiſſimae coniugis integrum vivus expertus ſum,

Entſcheidung und das Aeußerſte zu wiſſen, als von Ungewißheit beunruhigt zu werden.

Ich habe erfahren, daß die verwegenſten Verbrecher durch eine weiſe und feſte Juſtizverwaltung entdeckt und im Zaume gehalten werden.

Die Vertheilung meines Vermögens, wie groß oder gering es auch ſey, überlaſſe ich den Geſetzen des Vaterlandes.

Eines nur wünſche und hoffe ich, daß meine geliebte und rechtſchaffene Gattin dieſelbe treue Liebe, die ſie mir im Leben

eundem in communibus liberis educandis, tuendis, curandisque gerat.

Sit haec apud poſteros teſtatio mentis meae, quam ab illis ſic candide accipi velim, ut ſimpliciter et ingenue ex animi mei ſententia a me prolata eſt.

Veni, Domine, et miſerere.

gewidmet hat, nach meinem Tode durch gewiſſenhafte Erziehung und Beſchützung unſrer Kinder an den Tag legen möge.

Durch dieſe Erklärung erkenne die Nachwelt mein Herz, und die Geſinnungen, nach denen ich lebte. Möchte ſie dieſelbe ſo unparteyiſch aufnehmen, als ſie einfach und freymüthig aus meinem Innerſten hervor gegangen iſt.

Komm Herr und erbarme dich meiner.

V. H.

III.

Gedichte.

Der Mönch *).

Wer warſt du, den an grauer Wand
des Tempels oft mein Auge fand,
wen faßt in dieſem grauen Stein
die hohe Gothenwölbung ein? —

Du ſtehſt, genagt von keiner Zeit,
von keines Künſtlers Hand erneut,
als wollteſt mit des Bannfluchs Hohn
du ewig der Vernichtung drohn!

Wer warſt du, Bild der Frömmeley?
warſt du der Frevler ohne Scheu,
der Engelglanz im Mienenzug
und Höllennacht im Buſen trug? —

*) In wie fern dieſes Gedicht die mannigfaltigen Veranlaſſungen zur Wahl des Kloſterlebens rührend darſtellt, kann es unfehlbar in dieſem der Philoſophie des Lebens gewidmeten Werke Platz finden.
Anm. d. H.

Warſt du die Natter, welche ſich
ins fürſtliche Gewiſſen ſchlich,
warſt du in jedes Laſters Sold,
der fromme Beter nur für Gold? —

Nahmſt du von des Erhabnen Macht
der Menſchen Sündenſchuld in Pacht?
galt oft dein Wink ſtatt Urthelſpruch
und ſtatt Geſetz und Recht dein Fluch? —

Erwarbſt du Rang und Ordensband
des Schmeichlers goldgefüllter Hand,
hingſt du der Schwäche irrem Wahn
das ſchwarze Bild der Bosheit an? —

Bezahlteſt mit erlognem Gut,
bezahlteſt du mit Calas Blut
die Stunde, wo dir zaubervoll
der Dirne Bruſt entgegen ſchwoll? —

Warſt du ein Feind der Ketzerey,
dem tiefen Aberglauben treu
und mahlte dir kein Jammerton
die Gräuel der Religion? —

Warſſt du — ſo aus der Welt gedrängt,
in deine Zelle eingeengt, —
des Neides ſchwarzen Mörderblick
auf freyer Menſchen Wonneglück?

Doch meine Dichtung ſtemple nicht
den todten Stein zum Böſewicht;
ſchon långſt umflorte Moderduft
dich, wie das Denkmal deiner Gruft.

Warſt du der arme Dulder blos,
den aus dem zarten Mutterſchoos
des Vaters Seelenzweifel ſtieß,
für ſeine Ruhe beten hieß? —

Gebar zum Söhnungsopfer je
die Mutter dich im ſüßen Weh
für eine Schuld, mit der ſchon lang
ihr bebendes Gewiſſen rang? —

Hat einer Heloiſe Aug,
nach manchem tief erpreßten Hauch,
in dem ſie ſich zu dir geſehnt,
im Stillen oft dein Loos bethränt?

Erkaltete ein liebend Herz
für dich im letzten Todesſchmerz,
und deutete ſein letzter Schlag
was dir der erſte mächtig ſprach? —

Da ſtehſt du Steingebild verſtummt,
wo du, im Meßgewand vermummt,
vielleicht oft hingeſunken lagſt,
zu Gott von deinem Schickſal ſprachſt? —

Sprich, hing an dieſem Kruzifix
nicht oft der Irrflug deines Blicks,
und flößte Duldung in der Pein
nicht oft die Leidensſcene ein? —

Schwirrt deine Phantaſie nicht wild
dort oft um das Marienbild,
fandſt du in dem Madonnenblick
nicht deiner erſten Liebe Glück? —

War nicht Conſtanzens Lippe rund,
einladend wie der Donna Mund,
bot nicht, wie dieſes Augenpaar,
Conſtanzens Blick den Himmel dar? —

Da ſtehſt du nun, entſeelter Stein,
und jagſt der Blindheit Ehrfurcht ein,
noch ſchaudernd wandelt nebenſeits
der fromme Chriſt und ſchlägt ein Kreuz!

Der ſcheue Knabe ſpudet ſich
bey dir vorbey und ſegnet dich,
damit dein Geiſt ihn, wie er meint,
des Nachts im Schlafe nicht erſcheint.

Manch Auge hat, ſeit manchem Jahr,
dein Bußgeſicht, dein kahles Haar,
die graue Kutte und den Bart
bewundernd hier ſchon angeſtarrt.

Trieb dich der Rache Mordgewehr,
ſo frug man, in dieß Kloſter her,
der Eiferſucht gezuckter Dolch,
der eignen Laſter Heergefolg?

Galt der geraubten Braut dein Ach,
galt ihr es, die, ſich ſelbſt zu ſchwach,
ſo mächtig ſie dein Herz bezwang,
ins Netz der fremden Lockung ſprang?

Gnügt' dir ein Ave und ein Buch,
ein Jeſuskreuz auf ſchwarzem Tuch,
ein Meßgeſang und ein Brevier
nicht in der engen Klauſe hier?

Gnügt eine Uhr an düſtrer Wand,
dein grünes Moos am Fenſterrand,
dein Chorhemd und dein Kerzenlicht
und deines Weihrauchsduft dir nicht?

Beſchränkte nicht der Zelle Raum
dir jeden ſüßen Lebenstraum,
und ſo, wie deines Wiſſens Ziel,
verarmter Menſch, auch dein Gefühl?

Schlug dir ein Herz, wenn matter auch,
ſprach Sehnſucht noch ein tiefer Hauch
und Wehmuth noch, wenn thränenvoll
dein ſuchend Auge überquoll? —

Noch mahlte ſich der Purpurſaum
des Abendroths im Pappelbaum,
der deiner Zelle Nacht umgab,
mit goldnem Blüthenſchimmer ab.

Noch hing, durch deine Lockung zahm,
ein Vogel früh am Fenſterrahm
und brachte, was Conſtanzens Kuß
einſt that, den erſten Morgengruß.

Noch mahnte dich der dumpfe Schlag
der Veſperglocke an den Tag,
wo jenes Ja zum erſten Mal
ſich ſcheu von ihrer Lippe ſtahl.

Nein, frommer Mann, du warſt nicht arm,
noch blieb dein Herz ſo liebewarm,
und der Gedanke immer dein
allein Conſtanzen werth zu ſeyn!

Und ſo ſank deine Seele nie;
die Schöpfung deiner Phantaſie
ſchuf nur ihr Bild: da eilteſt du
ſchon vor der Gruft dem Engel zu.

Der ſanften Hora Morgenſang
tönt nie der ſüße Wiederklang
von ihrem Flötenmund im Chor
der Seraphhymne in dein Ohr.

Zu ihr entſtieg dein Weihrauchduft,
ihr Hauch ſchien dir die Abendluft,
ihr Lächeln nur der Sonnenſtrahl,
der ſich durch deine Gitter ſtahl.

Ein ſtiller Blick in die Natur —
ein Blick zu ihr, der Schlag der Uhr
ein Schritt zu ihr, der Weſte Wehn —
ihr Ruf: Du wirſt mich wieder ſehn!

Zum Schmuck ward dir die Thräne dann,
dein vielgelittnes Herz gewann
im Hinblick in ein beſſres Land,
was ihm an Gegenwart verſchwand:

Und du begnügteſt dich, wie der,
der all ſein Gut im Fluthenmeer
verlor, nichts mehr zu hoffen wähnt,
ſich nur ans Land der Ruhe ſehnt.

Auf deinem Sterbelager dann
ſahſt lächelnd du den Himmel an.
Ha, riefſt du matt, nicht Tod, nicht Gruft,
der Himmel und Conſtanze ruft!

Noch zeigt man hinter dem Altar,
doch halbgelöſcht, dein Lebensjahr,
und Namen, Alter, Jahr und Tag
an dem dein ſterbend Auge brach.

Da, wo jetzt deine Hülle ruht,
da wandeln zu dem wahren Blut
am Tiſch des Herrn mit frommen Sinn
im ſchwarzen Zug die Sünder hin.

Auf deiner Todtenhalle ſank
ſchon manches Büßers Knie im Drang
des Kummers, welchen er niemand,
niemand als ſeinem Gott geſtand.

Auf deiner Todtenhalle ſank
ſchon manches Mädchen in dem Drang
der Liebe und Verzweiflung hin:
Ein Gott ſieht nur, wie arm ich bin!

Sie weinte voll ihr Buſentuch,
ſie blätterte im Liederbuch,
da ſtand: Nach kurzer Prüfungszeit
erwartet uns die Ewigkeit.

Und tagte keine Hoffnung ihr
diſſeits — ſo fiel ihr Blick zu dir
durchs Gitter in die Gruft hinein:
Was hier nicht iſt, kann dort
noch ſeyn!

Karl Gieſe.

Die Knabenzeit.

Willkommen meinem Blick,
du väterliche Flur,
und jede Blumenſpur
von meinem frühen Glück!
du, ſtiller Bach, wo ſich
geräuſchlos mein Gefühl,
wie deiner Wellen Spiel
durch jede Nerve ſchlich!

Noch iſt es mir bewußt,
wie hier im Kindgewand
mein Knoſpenalter ſchwand,
noch dankt dir's meine Bruſt:
doch, ach, mein freyer Sinn,
der Pläne Silberſchaum,
und jeder Wonnetraum
ſind ewig, ewig hin!

Die Einfalt war daheim
in meiner Mutter Schoos,
und nährte ſorgenlos
der Tugend edlen Keim,
und ſo blieb werther hier
der Hain, die Sternennacht,
als jede Zauberpracht
der Operbühne mir.

Wenn mein Gewiſſen nicht
im Hofgewühl ſich regt,
der Buſen matter ſchlägt
für Redlichkeit und Pflicht;
dann eil ich aus der Welt
zur Knabenflur zurück
und thränend wird mein Blick
vom Schleyertand erhellt.

Dann wird auf jedem Pfad
der Jugend Frohſinn wach,
mein kleines Waſſerrad
dreht ſich am Kieſelbach
die weiche Raſenbank
lockt mich auf ihren Schoos,
der Herden Glockenklang
ins ſchattenkühle Moos.

Die Stätte wird mir neu,
  wo ich die Wette lief,
und dann im tiefen Heu
  voll Müdigkeit entſchlief,
wo ich ums junge Lamm
  das rothe Bändchen hing,
wo ich am Teichendamm
  die kleinen Schmerlen fing:

Wo in der Kirſchallee
  die Gräfin mit mir ſprach,
wo ich im tiefen Schnee
  mit meinen Schlitten lag,
wo mich im Schaukelſeil
  der kleine Peter ſchob,
mein ſchön geſchnitzter Pfeil
  zum Himmel ſich erhob:

Wo ich mit Wunderhand,
  auf reiche Beute ſtolz,
im tiefverborgnen Holz
  die Haſelnüſſe fand,
wo ich aus Michels Hahn
  den Federſtutz einmal,
aus Kaſpers Kegelbahn
  den Angelſtab mir ſtahl:

Wo ich das Damenbret,
das ſchöne goldne C *)
im buntgemiſchten Klee
zum erſten Mal erſpäht,
wo hier im Sprengelhaar
der ſchlaue Haidefink,
der noch halb lebend war,
und dort der Ziemer hing:

Wo ich am Gartenzaun
die Nelkenflur begoß,
wo ich nach dem Kazaun
mit meinem Blasrohr ſchoß
wo auf den Pflaumenaſt
mit Vogelſchnell' ich flog,
der von der ſchweren Laſt
der blauen Frucht ſich bog:

Wo ich die Rudera
im Mühlengrund durchſchlich,
und hangend rings um mich
die Mauerſteine ſah,

*) Zwey unter dieſer Benennung bekannte Schmetterlinge.

und wo von fremder Hand
vom Fichtenbaum der Staar,
den ich gefangen fand,
mir weggeſtohlen war.

Es lächelt muttermild
der Unſchuld Wonnezeit,
noch liegt in ihrem Bild
die halbe Seligkeit;
noch iſt die Stelle ſchön,
wo Veilchen, die entzückt
des Mädchens Hand gepflückt,
noch ihren Duft verwehn.

Da war mir jedes Spiel
ſo heilig, unverletzt,
als jetzt der Ehre Ziel,
als jede Pflicht mir jetzt;
das Dorf ein Fürſtenthum,
der Schulze ein Tyrann,
der Sonnenwirth ein Mann
von weit bekanntem Ruhm.

Was wußt' ich da von Rom,
von Cotys Eiferſucht,

von einem Hippodrom,
und Spartas Kinderzucht,
von Pindus Adlerthron,
von Peneus Silberfluth,
was vom Anakreon,
und Cäſars Heldenmuth? —

Archonten waren mir
die Schöppen im Gericht,
der Hirt im Dorfe hier
fürwahr ein großes Licht,
und eine Ilias
die Chronik aus der Stadt,
in der ich jedes Blatt
mit Wißbegierde las.

Was wußt' ich vom Ulyß,
vom Faun und Horentanz,
was von Farneſes Glanz
und Raphaels Kohlenriß? —
Was wußt' von Guido ich
von Pouſſin, Tizian,
was war der Vatikan
mit ſeiner Kunſt für mich? —

Dem Küſter am Pedal
ertheilt ich Mozarts Rang,
und war auf Röschens Bank
in einem Operſaal.
Das finſtere Latein
war mir ein ſchweres Joch,
und die Grammatik noch
die erſte Höllenpein.

Mir ſchien ein Kanzelſpruch
der Weisheit Horizont,
das große Bibelbuch
das größte unterm Mond,
ein Satz, den Hume nicht
gewußt, des Paſtors Rath,
ein Römiſcher Senat
das ſtrenge Heggericht.

Von Freuden war umhüpft
der Stunden Flügelſchwung,
mit keiner Opferung
ein falſches Glück verknüpft,
noch bebte nicht, umzäunt
von Leidenſchaft, mein Herz,
und faßte mich ein Schmerz,
ſo war er bald verweint.

So wallt' ich ohne Neid,
  durch Blumen ohne Dorn;
doch machte Vaters Zorn
  mir einen Fehler leid,
dacht' ich verlaſſen mich
  an meiner Aeltern Grab,
da ſchlichen Thränen ſich
  aus meinem Aug' hinab.

In Iris Farben ſchwebt
  noch dieſe Zeit mir vor,
vor ihren Bildern hebt
  Alethia den Flor,
in ihren Auen glüht
  von neuem mein Gefühl,
und Lieb und Freundſchaft blüht
  in ihrem Zephyrſpiel.

Wenn wir zur Gruft hinab
  entſchlafen, aufzublühn,
o, daß jenſeits dem Grab
  die Kindheit neu erſchien'!
Und daß im Wonnemeer'
  Elyſiums die Zeit
gleich jener Seligkeit
  der Kinderjahre wär!

Einſt, wenn dem Genius
  die Lebensfackel ſinkt,
und Pſyche ſich vom Fuß
  der Monumente ſchwingt:
Wie ſelig, ſelig dann,
  wenn Hebe uns empfångt,
und uns aufs neue dann
  mit Roſennektar trånkt!

Karl Gieſe.

Die ſchöne Tänzerin.

Die Flur entſchläft, der Wald verſtummt,
wild rauſcht die alte Eiche,
des Dorfes Grabgeläute ſummt,
die Unke heult im Teiche.

Weit flammt ein ſtiller Fackelzug
in langen Florgewändern,
das goldne Kreuz am Leichentuch
geſchmückt mit Kreuz und Bändern.

Der Todtengräber öffnet hie
das Schloß des Kirchhofthores
dort hallt im Thal die Harmonie
des ſanften Trauerchores.

Wen trägt man da mit Todtenſang
 auf ſchwarzbehangner Bahre? —
„Ein Mädchen, rief ein Jüngling bang,
 im ſchönſten Lebensjahre!

Die Traube ſchwoll, es fiel das Laub,
 Agneſe ward — wer hätte
es wohl gewähnt — des Todes Raub,
 dort trägt man ſie zu Bette.

Sie war ſo zart wie die Natur,
 voll engelreiner Güte,
ein Veilchen auf der Morgenflur;
 ſie keimte und — verblühte.

An Sitten war ſie fromm und mild,
 ihr Herz rein wie die Quelle,
und ſanft wie das Madonnenbild
 in unſerer Kapelle.

Schön war ſie, wie die Roſe blüht
 in friſcher Knoſpenhülle,
von Edelſinn ihr Aug' geglüht,
 rund ihres Buſens Fülle.

Das Aehrenfeld lag lebensſatt
tod war die Stoppelleere,
die Traube ſchwoll, es fiel das Blatt,
der Vogel ging zur Beere;

Die Schmetterlinge ſchliefen hoch
am Forſt im Puppenſchleyer,
und aus den hohlen Bäumen flog
umher das Hirtenfeuer:

Agneſe ſinkt ins düſtre Grab
dem Erdenwurm zum Raube,
ſie welkte mit dem Laube ab
und reifte mit der Traube!"

Noch ſcholl der Trauerglocken Laut,
die Gitterpforte knarrte,
daß mir an jedem Glied die Haut
von Todeskälte ſtarrte.

Still lag des Mondes bleicher Schein
auf hellbethauten Grüften,
hoch glänzten vom beweißten Stein
die ſchwarzgemahlten Schriften.

Drauf ſchwieg das lange Sterbelied,
das dumpfe Grabgeläute,
und betend lagen hingekniet
die ſchwarzen Trauerleute.

Ein Vater ſtürzte auf den Sarg:
Agneſe — ach! — Agneſe! —
Ein weißes Thränentuch verbarg
der Leiden tiefe Größe.

Ein Jüngling lag mit ſchwerer Bruſt
an ihre Bruſt geheftet,
und lag ſo, ſeiner kaum bewußt,
vom langen Schmerz entkräftet.

Ach! — rief er — ach, hinab mit mir,
hinweg die Fackellichter,
hinab, hinab mit mir und ihr,
hinauf zum Todtenrichter!

So glitt ins düſtre Grab hinein
die himmliſche Agneſe,
und drüber rollte Sand und Stein
mit ſchrecklichem Getöſe.

Ein Vaterunſer! — und der Zug
ſchied nach und nach von dannen;
denn Mitternacht und Geiſterflug
und Todtentanz begannen.

Des Herbſtes heulendwilder Sturm
erbebte nun den Boden,
und Zwölfe ſchlug's im Markusthurm:
Zum Tanz, zum Tanz, ihr Todten!

Dann thaten ſich die Gräber auf,
und über Gräber wallten
umher im leichten Schattenlauf
die luftigen Geſtalten.

Dann reihten ſich im weiten Kreis
die Alten wie die Kinder,
das Mädchen tanzte mit dem Greis,
der Fromme mit dem Sünder;

Der Fürſt mit ſeinem Unterthan,
der Jude mit dem Chriſten,
der Reiche mit dem armen Mann,
der Pfaff mit Atheiſten.

Dann tanzte alles im Verein
um eine alte Eiche,
im tiefen Baſſe pfiff darein
der Wind ſtatt Horn und Geige.

Agneſens Schatten tanzte mit
bey dieſem Geiſterballe:
Wie kunſtvoll war nicht jeder Schritt!
Die Todten ſtaunten alle.

Selbſt mußte Tanz und Zaubertracht
an ihr der Neid erheben.
Wohl hat ſie's, rief man, weit gebracht;
ſie tanzte ſich ums Leben!

Karl Gieſe.

Rundgeſang

dem durch den Eisgang der Saale im Jahr 1799 verunglückten

Landmann Hofmann *)

von einigen Freunden geſungen, als er in ſeine neue Hütte einzog, und zugleich ſeinen Geburtstag feyerte.

1799.

Da ſteht das Haus! Mit allen lieben Seinen
umſchließt es traulich unſern Freund.
Wer von uns muß nicht Freudenthränen weinen?
Seyd, Thränen, ihm geweint!

*) Die Standhaftigkeit dieſes Mannes wurde während eines Jahres hart geprüft. Sein Sohn, ein ſchon ziemlich gebildeter Seminariſt in Weiſſenfels, ertrank, da

Sey uns gegrüßt! Du erſter aller Tage,
die unſerm Freunde hier entfliehn;
Gegrüßt! Gegrüßt mit frohem Herzens-
ſchlage!
Die Herzen glühn für ihn.

er ſeine Aeltern beſuchen wollte, bey der Ueberfahrt über die Saale, und verſetzte ſie dadurch in die äußerſte Trauer. Nicht lange darauf riß derſelbe Fluß bey dem ſchrecklichen Eisgange 1799 ſein Häuschen weg, und er wurde des größten Theiles ſeines ärmlichen Vermögens beraubt. Jetzt hat er an einem vor dem Waſſer geſicherten Orte eine neue Hütte angelegt; er bewohnt ſie, iſt aber unfähig, ſie auszubauen. Hofmann iſt das Ideal eines vollkommenen Bauers. Er ackert mit frohem Sinne ſein Feld, ohne mit ſeinem Stande unzufrieden zu ſeyn, und wenn ihm ſeine wirthſchaftlichen Arbeiten Muße verſtatten, ſo legt er ſich nicht etwa auf die Ruhebank, ſondern beſchäftigt ſich theils mit der Bildung ſeiner zahlreichen Familie, theils ſucht er ſeinen Geiſt durch Lektüre guter Schriften aller Art und durch Umgang mit aufgeklärten Menſchen mit Kenntniſſen zu bereichern, deren er auch viele beſitzt. Er iſt ungefähr

Du biſt's ja auch, der einſt ſein Leben
weckte,
ja, lieber Tag, wir kennen dich.
Wie freuten doch, als ihn das Küßchen
deckte,
die guten Aeltern ſich!

Der ſanfte Schlaf ſank ſegnend auf ihn
nieder,
ſchloß ruhevoll des Kindes Blick,
und wenn er floh, dann riefen ſüße
Lieder
der Mutter ihn zurück.

ein zweyter Kleinjoch. Er iſt religiös, bieder und menſchenfreundlich, mit treuer Anhänglichkeit ſeinem Landesherrn zugethan. Er gehört unter die wenigen in ihrer Art ausgezeichneten Menſchen, für deren Schätzung ſich alle Stimmen vereinigen. Sollte dieſer Mann nicht verdienen, daß gute Menſchen ihm zu Hülfe kämen? Dieß wäre keine von den alltäglichen Wohlthaten, die gemeiniglich nur aus Eitelkeit und Nachgiebigkeit gegen zudringliche Collektenſammler erfolgen. Man würde dadurch ſeine Achtung

Jetzt ſteht er da in ſeiner Kinder Kreiſe,
an Kopf und Herz ein Mann.
Ertöne, Lied, zu dieſes Mannes Preiſe,
der unſer Herz gewann!

Ertöne laut! Wir feyern ja die Tugend,
wenn du dem braven Manne tönſt,
zu einem Tage hoffnungsreicher Jugend
den heut'gen Tag verſchönſt.

Das Haus ſank hin, wo einſt zum erſten Male,
er liebevoll ſein Weib umſchloß.
Sank hin, als jüngſt die weinumkränzte Saale
den Thauſtrom wild ergoß.

gegen das Verdienſt eines Mannes von niedrigem Stande bezeigen, und welcher edle Menſch ſollte ſich daraus nicht ein Vergnügen machen! Wie glücklich wäre der Staat, wenn es lauter Bauern von dieſer Geſinnung gäbe!! — Edle Menſchen, welche den braven Mann unterſtützen wollen, können ihre Beyträge an ihn ſelbſt, den Bauer Hofmann in Kriechau bey Weiſſenfels addreſſiren.

Wars nicht genug, ihr ungezähmten Fluthen?
Ihr wart ſchon ſeines Sohnes Grab,
des Sohns, in dem ſo ſchöne Keime ruhten,
ihr ſtürztet ihn hinab.

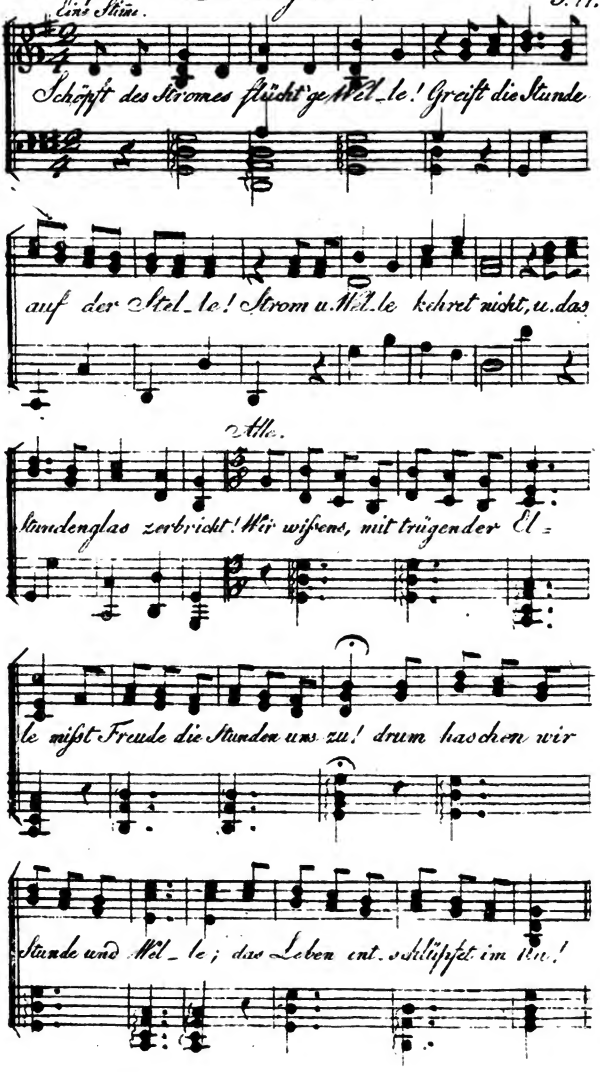
Wie bang ergoß dort, wo die Trümmer liegen,
in Thränen ſich der Aeltern Gram! —
Sie hofften ſchon, ihn an ihr Herz zu ſchmiegen —
der Todesbote kam! —

Ihr Saiten ſchweigt! Der Hoffnung Farbenbogen
lacht Segen unſerm Freunde zu.
Fern wilde Wuth der Flammen und der Wogen!
Mit ihm der Tugend Ruh!

Ihr Becher klingt! Es ſtrahle Gottes Sonne
den ſchönſten Segen in dieß Haus!
Man trag ihn einſt, ſatt aller Erdenwonne,
zur beſſern Welt hinaus!

K. H. Heydenreich.

Lebhaft. **Lebensgenuss.**



Lebensgenuß.

Eine Stimme.

Schöpft des Stromes flücht'ge Welle!
Greiſt die Stunde auf der Stelle!
Strom und Welle kehret nicht,
und das Stundenglas zerbricht!

Alle.

Wir wiſſen's, mit triegender Elle
mißt Freude die Stunden uns zu!
Drum haſchen wir Stunde und Welle;
Das Leben entſchlüpfet im Nu!

Eine Stimme.

Flüchtig ſind der Liebe Tänze,
ſchnell verduftet ihre Kränze;
ihre Wonnen kehren nie,
und nur einmal küſſet ſie!

Alle.

Wenn Scheitel und Leben ſich neigen
verſchmähet die Liebe den Gruß!
Drum ſtehlet im flüchtigen Reigen
der Spröden den himmliſchen Kuß!

Eine Stimme.

Nah iſt unſrer Jugend Neige,
ſchmal ſind unſrer Freuden Steige:
ſchneidet einen Rebenſtab
für der Tritte Wanken ab!

Alle.

Wir werfen des Unmuthes Krücken
vom ſchwankenden Steige hinab,
und ſchneiden die Stäbe; doch pflücken
wir weislich die Trauben erſt ab.

Eine Stimme.

Auf des Lebens Spiegeleiſe
ſchweben wir im Zirkelgleiſe,
wie der Schrittſchuhſegler ſchwebt,
bis die morſche Bahn erbebt.

Alle.

Bis krachend die Fluthen erdrönen,
bekreiſen wir fröhlich die Bahn;
und jubelnde Lieder ertönen
die Kreiſe hinab und hinan!

K. Gutjahr.

Weihe der Geſelligkeit.

Mel. Liebevolle treue ꝛc.

Sammlet eures Lebens Blüthen
all', o Freunde, ſorglich ein!
Keine wird der Tod vergüten,
hämiſch wird er ſie verſtreun!
Netzet ſie mit goldnem Weine!
Leitet Liebesſonne drauf!
Bey der Grabesfackel Scheine
blühen keine Knoſpen auf!

Weg mit Grill' und trübem Sinne!
Freude, komm und küſſe mich!
Wenn ich trink' und wenn ich minne,
dann erſt, Leben, lieb' ich dich! —
Auf, und löſt der Flaſchen Siegel!
Fleug empor, geweihter Geiſt,
der des Kummers ſchwarze Riegel
von des Herzens Thoren reißt!

Und o du, der Liebe Zauber,
der melodiſch uns umirrt;
wie um ſeine Taub' ein Tauber,
koſend um das Leben girrt:
Weihe dieſe ſchöne Stunde
dir zu deinem Eigenthum,
ſchling' um unſre traute Runde
deinen weichen Arm herum!

Weh' ihm, welcher Grübeleyen
im verwaiſten Herzen trägt!
Weh' ihm, wer mit Ziereryen
Laun' und Frohſinn niederſchlägt!
Spott und Lachen euch, ihr Thoren,
die ihr nach dem Fremdling fragt:
Du und Du mit euch, ihr Horen,
die ihr Kuß und Trauben tragt!

Friſch bepackt den Lebenswagen!
Flink hinauf und frey und froh!
Drüben wird uns niemand fragen:
wie gereiſt, ſo oder ſo?
Auf dem Wege Blütenſaaten,
drinn im Herzen ſüße Ruh,
zur Begleitung edle Thaten
reiſt ſichs gut nach drüben zu!

Kling und Klang und Lied und Sänger,
  Minn' und Mädchen ſchlummert ein!
Währ' es kürzer, währ' es länger,
  heimiſch wird der Schlummer ſeyn!
Stoßet an auf frohe Träume,
  und auf goldne Phantaſie! —
Schäume, Wein im Glaſe, ſchäume!
  Töne, Glockenharmonie!

K. Gutjahr.

Hochzeitgeſang.

Jüngling, welch ein Loos iſt dir gefal-
len!
Deine trunkne Seele glaubt es kaum.
Iſt's, gewoben in Aurorens Hallen,
Nur ein goldner Frühlingstraum?

Nein, es iſt kein Traum! Vom Zauber-
bande
Ihrer Arme fühlſt du dich umſtrickt,
Und in roſenfarbne Feeenlande
Hat ihr Lächeln dich entzückt.

Glänzend von des Maytags Morgengolde
Wallt ſie aus dem Brautgemach hervor,
Dein für Erd' und Himmel nun die Holde,
Die dein Genius erkor.

Hell verklärt ihr Blick der Zukunft Ferne
Bis ans Grab; von ihren Lippen wehn
Ahnungslispel, daß auf beſſerm Sterne
Liebende ſich wiederſehn.

Aber wiſſ', o Glücklicher: die Blume
Der erſehnten Herzensruh' gedeiht
Unverwelklich nur im Heiligthume
Eng' umſchränkter Häuslichkeit.

Matthiſſon.

IV.

Phantaſien.

Phantaſien.

Ich hatte gelebt und geliebt, hatte die Welt umfangen, und war von ihr umfangen worden; der luftige Flügel des Temperaments hatte mich über Tiefen und Höhen getragen, der lächelnde Strahl der Laune mir jede Anſicht des Lebens beleuchtet — ſo hatte ich mich aus den Knabenjahren ins Jünglingsalter hinüber geträumt und gefreut. Ich hatte die Grenze weder geſehn noch geahndet; ich ſpielte mich auf dem Inſtrumente des jugendlichen Daſeyns hin, und es klang; wie es klang, daran hatt' ich nie gedacht, und hatte nie daran zu denken; genug, ich und meine Jugend waren eins; wir gehörten für einander. Noch itzt mahnt mich ein fremdes Wehen aus jenen Tagen an die Wandlung in mir, ſo oft ich um eine der

glücklichen Organiſationen bin, denen der Finger auf dem erſten dem beſten Inſtrumente, gelernt oder nicht gelernt, mit jeder Harmonie, die ihrem Geiſte vorſchwebt, gefällig entgegen kommt *). Bewundert nicht ihre Kunſt, nicht ihren Geiſt! Bewundert die eigne Verſchränkung ihres Empfindungsſyſtems mit dem Mechanismus jener Inſtrumente; beneidet ihnen die heilige Gabe der Grazien, an dem Zauber dieſer gefälligen Einigung den Faden der Jugendlichkeit durch das ganze ernſte Leben hindehnen zu können!

*) Dieſe nicht ſeltne Erſcheinung verdiente wohl eine pſychologiſche Erörterung. Man hat ſie ſo oft gern, ohne ſie zu ſchätzen, vielleicht weil man ſie ſo oft an Alltagsmenſchen findet. Ich kann ſie nicht finden, ohne dem Menſchen ein gewiſſes Intereſſe anzugewinnen, was ich ein Intereſſe rein menſchlichen Genuſſes nennen möchte. Wenn es doch einem unſrer muſikaliſchen Talente gefiele, eine Erörterung zu verſuchen — ums Himmels willen müßte es aber ja kein gelehrter Herr, und die Erörterung ja nicht gelehrt ſeyn!

Gewöhnlich tragen dieſe Menſchen auch Spuren der Jugendlichkeit, wenigſtens einer weichen Unbefangenheit im Temperamente. Doch dieſe wollen wir laſſen; ſie iſt häufiger, als man glaubt, wird ſogar oft genoſſen, ohne gekannt zu ſeyn — aber jenes wunderſüße Erzeugniß der Erſtlingskunſt der Natur, ſeine Harmonie um ſich zu finden, nicht zu ſuchen! —

Nie werd' ich es vergeſſen, wie mir einſt zu Muthe ward, als ich auf einer Reiſe in eine der erſten Gemähldegalerien eintrat. Mit der Kunſt nicht ganz unbekannt, mit offnem Sinn für alle ihre Produkte, jetzt den ganzen Kopf von einer unbeſchreiblichen Spannung auf alle die Raphaels, Correggios, Rubens, Mengs und ſo manche andre, die ich anzuſtaunen hoffte, vielleicht auch von einer betrübten Art von Syſtem über die Verſchiedenheit in ihrer Darſtellung und ihrer Manier, ich weiß nicht ob gedehnt, überfüllt oder zerriſſen, trat ich, eben mit einer letzten Rekapitulation meiner gelernten Vorempfindungen und Urtheile beſchäf-

tigt, in die erſte Abtheilung des Salons. — Mit Behaglichkeit hielt ich vorläufige Muſterung, und würde den Eindruck haben zu Papier bringen können, ſo beſtimmt hatte ſich die Wahrheit und hohe Kunſt der Darſtellungen ſogleich meiner bemeiſtert, wenn mir nicht die erklärende Gefälligkeit des einen Aufſehers zugleich ſehr zu Statten gekommen wäre, um meine Augen unter die Herrſchaft meines werthen Syſtems kunſtgerechter Eindrücke gefangen zu nehmen. Alles fand ſich, alles ordnete ſich; die Kunſt war groß, die Wahrheit in ihr größer — ich hatte meines Bedünkens viel gelernt, und war eben im Begriff, eine Beſchreibung der einzelnen Gemählde aus der Taſche zu ziehen, als die Thür des Hauptſaals aufging, und ſich die ganze idealiſche Welt ſprechender Begeiſterung um mich her ausbreitete. Aber da ſtand ich ſtumm und mit einer Thräne inniger Wehmuth vor dem nächſten Correggio. — Es ging mir aufs Haar, wie es wohl einem und dem andern meiner Leſer

auch ſchon gegangen ſeyn mag. Ihr tretet in eine Geſellſchaft, alles ſpricht um euch her, und erwartet Geſpräch; aber dort im Fenſter ſitzt ein fremdes Mädchenweſen ohne viel zu ſprechen, und ohne irgend Anſprache zu erwarten, doch fühlt ſich und ſieht ſich was ſie ſpricht; was die übrigen ſprechen hört ſich nur, und begreift ſich. Die andern ſprechen vielleicht aus dem Herzen, ſie ſpricht zum Herzen. Was ſie grade ſpreche? — genug ſie ſpricht es. Der Geiſt, der euch im erſten Blicke des Mädchens erſchien, ſchwebt auf ihrer Rede; auf welchen Tönen er ſchwebe? — der holde Genius redet, und das reicht hin. Wer ihn fühlt, hat ihn verſtanden. — So ſtand ich vor Correggio. — Hättet ihr mich im Augenblicke gefragt: was ſiehſt du? ich hätte nicht antworten können; was fühlſt du? ich wäre verſtummt. Das eine Wort hätt' ich allenfalls gehabt: ach, es iſt ein herrlicher Herbſttag! Nicht die lebende Geſchichte, nicht der Künſtler, aber ein warmer fließender Hauch kam mir aus dem

Bilde entgegen; ich war um des Bildes willen einig mit mir und der Welt; grade wie ich es noch itzt allemal werde, wenn mich in heitern Märztagen die erſten gehobenen Frühlingsdünſte aus der Erde umhauchen, oder in lichten Herbſtſtunden der gebleichte Schein der Sonne ſanft durch kniſternde Blätter anblickt. Beydes hatte immer viel Aehnlichkeit der Einwürkung für mein Gefühl. Nur andeuten kann ich dieſe Aehnlichkeit: im Herbſte weht der Frühling des Mannes, im Lenze der Frühling des Weibes; ſchmelzender iſt das Wehen des letzten, ergreifender das Wehen des erſten; jener webt um uns, dieſes wogt in uns. „Alleſammt ihr gehet und kommt“ iſt freylich das natürliche Motto, was der Verſtand für beyde findet: aber es fehlt in dem Motto noch etwas für das Gefühl; vielleicht daß es wäre: „es geht und kommt und kommt und geht ſich gut.“ — Nie befindet ſich die Seele in einer ſo unbefangenen, faſt möcht' ich ſagen romantiſchen Einſtimmigkeit mit dem ganzen Leben und Thun der

Welt und ihrer Geſchichte, als in ſolchen Herbſtſtunden; durch das Ganze läuft eine erhabene Schönheitslinie hindurch; alles geht in heiterem Gewande vor uns vorüber, und die Farben der Vorſtellungen ſind vergeiſtigter als im Frühlinge. — Ja, ein ſüßer, lächelnder Herbſt lag auf dem Bilde von meinem Correggio; ich ſtand, träumte, genoß, und fand mich über dem Geſchäft erſt wieder, wo ich unwillkührlich meine Beſchreibung eben in die enge Taſche zurückpreſſen wollte, ſo wie ich bey dem erſten Blick in das Horaziſche: nox erat et Luna etc. auch unwillkührlich meine Hand ſogleich über alle Min = Elliſche Noten hingeworfen hatte. Eine lange Reihe Scenen aus Kindheit und Knabenalter war bereits zwiſchen mir und dem Zauberbilde in ſeltſamer Traulichkeit des Bittern und Süßen, des Böſen und Guten vorüber gegangen, und ich ſtand in dem heimiſchen Kreiſe und erging mich an dem Böſen und Guten, ſo wie man ſich mit alten Bekannten, oft blos um der alten Bekanntſchaft willen, herzlich ergeht.

Zwar der Ausdruck paßt nicht ganz, ich hätte eher ſagen ſollen: wie man ſich an Erinnerungen ergeht, weil die Gegenwart vorüber gerauſcht iſt.

Jtzt kam meine Geſellſchaft um die Ecke des Saales herum, und ich trennte mich von meinen Erſcheinungen, um mit ihnen Bilder zu ſehen. Von fern ſchon ſprach mich indeß auch hier noch jeder Correggio mit ſeiner Geiſterſprache an, und ich ſchämte mich vor mir ſelbſt, daß mir in allen Raphaels ſogar und Titians, die ſchöne Wahrheit und Lebendigkeit nicht behagen konnte; ſo voll war meine Seele von den ſchönen Träumen Correggios. Es war mir ſo weich und wohl ums Herz geworden, daß ich mich unmöglich weiter mit einem langweiligen Aviſo für ſchulgerechte Gefühle nähren laſſen konnte. Ich ſtahl mich vom Saale, und war eben, in meine ſüßen Correggiaden verloren, in dem anſtoßenden Park an die Biegung eines Laubganges gekommen, als ich in weniger Entfernung die Geſtalt eines Menſchen gewahrte, der mir ehedem

manche Stunde der Freundſchaft und Innigkeit ſehr herbe geſtört hatte, und mir daher immer nur ein ſehr trübes Andenken geweſen war. Ich wußte ihn hier, hätte aber ſeit meinem Hierſeyn unter den mannichfaltigen Zerſtreuungen ſeiner nicht mehr gedacht. Jetzt, mitten in dem himmliſchen Zirkel meiner Ideale ſtand dieſe widrige Erinnerung in Perſon vor meinen Augen. Und doch — er ſah mich nicht — hing mein Blick an ihm; und doch verfolgte ich ihn ſo weit ich nur konnte mit dem Auge, ging ihm ſogar nach, und je weiter ich ihn verlor, deſto mehr nahm ein gewiſſes — mir ſelbſt nicht erklärbares — Intereſſe an ſeiner Betrachtung zu, deſto mehr verfloß der Eindruck, welchen ſeine Erſcheinung von auſſen her auf mich machte, mit dem ſchmeichelnden Charakter jenes namenloſen Herbſtgefühls, jenes wehmüthigen Schauers, der von Correggio her noch in mir bebte. — Der Mann verlor ſich in den Gängen, und ich fing an über meine Stimmung, und über die Empfindungsſphäre, in der ich

ſeit einer Stunde ſchwebte, nicht zu phi=
loſophiren, ſondern umher zu rathen. —
Sehr natürlich blieb ich zunächſt an der
Frage hangen, was irgend wohl der
Eindruck von der Erſcheinung eines ver=
haßten Freudenſtörers mit jenem zarten
Gewebe ätheriſcher Empfindungen ge=
mein haben könne? Ich that mir die
Frage, und — die Antwort will ich
verſuchen. Sie iſt, ich geb' es gern zu,
wieder nur von dem Gefühl diktirt. Aber,
ihr wißt es ja wohl, daß man Gefühle
zwar mit Verſtändigkeit bezähmen, nicht
aber ihrer Rede immer mit Verſtändigkeit
begegnen kann. Und überdem geb' ich
es ja auch nur für etwas Gerathenes,
allenfalls für etwas Philoſophirtes, nicht
für etwas Philoſophiſches aus.

War es vielleicht die Begütigung, die
ich aus dem Anſchauen des ſchönen Kunſt=
werkes für alle widrige Leidenſchaften ge=
wonnen hatte, die auch den widrigen An=
blick des gehaßten Mannes umheiterte?
War in ihr auch vielleicht der Grund,
warum mein Geiſt dort in die friedlichen

Zeiten des frühern Alters zurückſchwebte? Es träumt ſich ſo ſüß von den Jahren der Unbefangenheit, und es iſt ja bekannt, daß die Mahlerey uns träumen lehren ſoll. Hierinn zeigt ſich ja eben der kindliche Genius der bildenden Kunſt. Sie ſchmeichelt uns lieber ihre Eindrücke an, als daß ſie ſie uns aufdringt. — Ich reichte mit dieſer Erklärungsart nicht aus, das ſah ich bald. Denn wenn auch ſchon das Angenehme des Gefühls, was Correggio in mir erregte, erklärt war, ſo fehlte doch noch immer das Herbſtliche. Und wenn ich begütigt worden wäre, ſo würd' ich mich allenfalls bey Erblickung jenes Mannes gefaßt, auch wohl mit der Erinnerung an ihn verſöhnt, ſein Benehmen bey mir entſchuldigt, vielleicht auch wohl die Pflicht der Verzeihung in ſeiner Rückſicht leichter und lebhafter gefühlt haben, aber woher der Reiz in ſeinem Anblicke? Woher der Genuß, den ich darinn fand? Warf ſich nicht bey ſeinem jetzigen Erſcheinen gleichſam ein ſchöner Schleyer um die Widerwärtigkeit und Häßlichkeit jener alten See-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

nen? Immer ſah ich ſie in alter Geſtalt noch hindurch, aber immer zog ſich mir auch wieder der Schleyer näher vors Auge. In dieſem Erſcheinen liegt der letzte Grund für jene ſogenannte Begütigung, nicht in einer Umänderung, einer Milderung meiner Vorſtellungen von jenen Begebenheiten, und eben darum iſt es keine Begütigung. Ich hätte beym erſten Auffaſſen ſeiner Geſtalt weniger Widrigkeit empfunden, hätt' ihn ruhiger betrachten können — aber warum hing mein Blick an ihm? warum ging ich ihm ſogar noch nach? — In jenem gemeinen Intereſſe der Widrigkeit den Reiz ſuchen zu wollen, womit wir uns oft unwillkührlich in die unangenehmſten Vorſtellungen hineinſtudieren, und nicht eher ruhen, als bis ſich die Seele jeden einzelnen Ton der Disharmonie angegeben, und ſich an der Widrigkeit abgearbeitet und ermattet hat, wäre augenſcheinlich ganz am unrechten Orte geweſen. Dieſes feindſelige Intereſſe liegt lediglich in einem Gewinne durch Abrundung der Widerwärtigkeit der Vorſtellungen ſelbſt,

und nicht die Anſicht ſelbſt, ſondern nur unſre Ueberzeugung von ihrer Dunkelheit wird heller. Oder hatten vielleicht die Wellen der Zwiſchenzeit die Bitterkeit des Eindrucks gemildert, und war es die wiederkehrende Einladung einer unbefangenen Lebensphiloſophie, welche ſich durch jenen Reiz ankündigte? Aber die Philoſophie hüllt ſich ſelten in ihrer innern Würkſamkeit in das Gewand der Phantaſie, eher die Phantaſie in das beſtechendere Gewand der Philoſophie, und woher das Verflieſſen der Annehmlichkeit bey Erblickung des Mannes in das ſo ganz eigenthümliche Gefühl dem Bilde gegenüber? War es dort auch die Philoſophie, die mir die Thräne der Wehmuth ins Auge lockte, und in einem Halbſchlummer tauſend Erinnerungen um mich her verſammelte, die ich nicht betrachtete, ſondern immer nur fühlte? Und — woher kam mir gerade das Namenloſe jener Stimmung, was ich nur als Herbſtlichkeit bezeichnen konnte, auch hier wieder entgegen? Oder vergriff ich mich vielleicht in dieſem eigenthümlichen

Charakter beyder Gefühle? Hier muß ich mich auf eine Betrachtung eurer eignen Seelenthätigkeit berufen. Manche Empfindung trägt eine Lokalfarbe, ſo wie ſie die Mahlereyen manches Künſtlers tragen, und ihr verſteht euch entweder auf die Mahlerey eurer eignen Empfindungen nicht, oder ihr müßt dieſe Lokalfarbe überall und untrüglich wiedererkennen. (Wenn ich mir es recht überlege, ſo hätt' ich mich freylich nicht an alle wenden ſollen, denn manche Menſchen lieben in ihren Empfindungen allerdings gar keine Farbe, ſondern nur Korrektheit der Zeichnung. Wer wird auch immer bunt mahlen? Sie können allenfalls ihre ganze Empfindungskarte aufs Reißbret ſpannen, und jedesmal mit dem Finger zeigen, wo ſie ſind. Dieſe will ich denn alſo hiermit nicht gemeynt haben; auch werden ſie ſich tröſten.) O ſie war nicht zu verkennen, dieſe magiſche Tinte der Anſicht! Die Empfindung war, das ſagte mir ein inneres Gedächtniß, öfter ſchon flüchtig vor meiner Seele vorübergewallt, wie es mit ſo manchen

Empfindungen geht, die wie Seifenblaſen aufglänzen und verſchwinden; nach deren farbloſen Phantomen wir in dem Augenblicke vergeblich haſchen, wo wir nicht mehr wiſſen, was die Empfindung war und wollte; wir ſtehn da wie die Kinder, wenn das Bild ſchnell durch die Zauberlaterne durchgeſchlüpft iſt. So beſtimmt hatte ich ſie nie gehabt, um ſie namentlich charakteriſiren zu wollen. Jetzt war ſie ſprechender geworden und beſtimmter, denn Herbſtlichkeit und kein andres Gefühl war es, was mich vor Correggio ergriff, und die nämliche Saite der Seele war itzt wieder berührt. Aber Herbſtlichkeit hätte ich es doch hier nicht nennen können — wohl grenzte es aber hart an jenes Gefühl, von dem ich vorhin ſprach, was uns im Herbſte ſo oft umfängt — So weit war ich mit meinen Philoſophemen, als ein lautes Plaudern und Lachen mir eine Geſellſchaft luſtwandelnder Herren und Damen ankündigte, die jetzt, wahrſcheinlich in ziemlichem Kontraſte zu meinem vornehmen Empfindungsgeſichte, an mir vorbeyſtrich. Wenige Schritte

drauf einige Bedienten, die über mich lachten — jetzt war alles vorüber, ich aber doch aus meinem Konzept gebracht, und eben im Begriff nach der Stadt umzukehren — da ſtand es vor mir, was ich vorher vergeblich ſuchte, da nannt' ich mir zuerſt den Namen jener Empfindung, der mir ſeitdem unendlich werth geworden iſt: Reiz der Vergangenheit!

Wer ihn kennt, hat mich mit dem Namen ſogleich verſtanden, und wer ihn nicht kennt, kann auch keine Erklärung verſtehen — und wer möchte auch eine Empfindung erklären? Wer möchte eine ſo ſüße Empfindung erklären wollen? Ich mag es, heute wenigſtens, nicht; ich liebe Honig als zarte Speiſe, aber als Medikament wird das nämliche Stück widerlich. (Freylich giebt es auch manche widerliche Mode.) Nur ein paar Worte hinwerfen kann ich, und rathen helfen.

Unzählig oft finden wir in Stammbüchern von unberufener und ungeweihter Hand geſchrieben: „das Leben iſt ein Traum, und glücklich iſt der, welcher gut

zu träumen weiß.“ Wehe dem, der nach Jahren ſein Stammbuch wieder durchblättert, und von der Wahrheit des Gedankens nicht ergriffen wird, weil er darunter den Namen eines elenden Stammbuchfreundes lieſt. Er iſt nicht dieſem Menſchen, ſondern dem geheimen Sinne dieſer Wahrheit verloren. Zwar jener erklärte den Spruch vielleicht ziemlich epikuräiſch: laßt uns das Leben in ſinnlicher Ertödtung verſchlummern; oder, wenn er etwas feiner epikuräiſiren wollte: laßt uns das Leben in leichtem Muthe verſpielen, oder, wie ſich andre eleganter ausdrücken, in der Freude die Lebensweisheit ſuchen. Vielleicht ſah er auch die ganze Phraſe für eine geſchmackvolle und modiſche Einkleidung der alten Sentenz an: ſey jetzt weiſe, um einſt glücklich zu ſeyn. Wie falſch der werthe Freund es auch auslegen, wie unwürdig er des ganzen Gedankens ſeyn mochte — ſchlagt das Buch itzt auf, und eine ſehr prägnante Erklärung wird euch ergreifen! Ergrübeln könnt ihr ſie nicht; ſie ſteht mit dem erſten Blicke

auf das Blatt vor eurem Gefühl. Die ſüße Fremdheit der vergangenen Zeit! Ihr leſt, was die Leute in das Buch geſchrieben haben, aber ehe euch der Sinn des Geſchriebenen kommt hat euch eine Behaglichkeit aus jenen Zeiten her umfangen. Ein allgemeines Gefühl greift der beſtimmteren Verſtandesthätigkeit vor. Jetzt erſcheint die Erinnerung; an ſie knüpft der Verſtand ſeine Betrachtungen, und ihr findet euch unter den Leuten allen in ſchlechter Geſellſchaft; es fallen euch alle die Kleinlichkeiten, die euch ſchon damals von dem Völkchen entfernt hielten, wieder ein, und ihr ſchlagt das Buch zu. — Euer Weg führt euch durch eine Straße, auf der ihr ehedem wohntet. Ein widriger Geruch, vielleicht von einer Art artiſtiſcher Fertigungen, quillt euch entgegen. Um dieſes Geruches willen fandet ihr eure damalige Wohnung unangenehm; faſt allein um ſeinetwillen verliert ihr die Gegend. Jetzt, wie ſo ganz anders — das erſte unvermuthete Empfangen des Geruches ſchmeichelt, ich darf nicht ſagen euren

Sinnen, aber doch eurer Empfindung; die erſte Reizung durch den Geruch ſpricht euer Empfindungsſyſtem von einer ſo neuen Seite an, daß ihr im Augenblicke nichts mehr und nichts weniger wißt, als daß euch wohl wird; bis zu dieſer erſten Konzeption des bloßen Reizes die Sinnen hinzutreten, ihr den Geruch wiederum zu ſchmecken anfangt, und das alte Gefühl der Widrigkeit euch wieder befaßt. Und doch wird gewöhnlich auch dieſes wiederkehrende Gefühl ein Weilchen von jener fremdartigen Annehmlichkeit des erſten Reizes begleitet, und ihr werdet euch öfters der daraus entſtehenden Milderung deutlich bewußt. *) Iſt es vielleicht das

*) Es iſt freylich eine mißliche Sache, über dergleichen Erſcheinungen ins allgemeine ſprechen oder demonſtriren zu wollen. Was will ich machen, wenn mir eine Parthie Leſer ins Geſicht ſagt, ſie verſtehen mich nicht? eine andre, vielleicht nicht minder ſchätzenswerthe Parthie: ſie verſtehen mich zwar, aber, was ich erzähle, komme ihnen vor, wie manche ſchöne

ſchnell aufgeregte Spiel ſchlafender Phantaſien aus jener Periode, was dieſe Behaglichkeit in euch hervorbringt? Aber ihr befandet euch eigentlich damals nicht wohl; ſo mancher widrige Auftritt bezeichnet euren Aufenthalt in dieſer Gegend. Oder wollt ihr den Reiz blos in der ſchnellen Spannung eurer Phantaſie ſuchen, ohne darauf zu ſehen, womit ſie ſich beſchäftige? Auch dieß möchte nicht treffen; denn wie oft wird die Phantaſie widrig beſchäfftigt,

Philoſopheme über die verſchiedenen Racen der Menſchen; es könne freylich allenfalls ſo ſeyn, das Uebel ſey aber nur, daß es nicht würklich ſo ſey? Was will ich weiter machen, als ſie verſichern, daß es in der That bey mir ſo ſey, und daß ich mich überzeuge, daß es, wenn es auch ſchon nicht bey ihnen, doch aber bey einer dritten Parthie Menſchen gewiß eben ſo ſeyn werde. Es bleibt mir nichts übrig, als dieſe Freunde zu bitten, ſich entweder recht wörtlich an den Titel dieſer Aufſätze zu halten, und in ihm die Entſchuldigung für meine Geiſterſeherey zu ſuchen, oder, falls ſie ſich die Mühe geben wollen, jene andern als Zeugen für die Wahrheit mei-

ohne daß uns die Spannung derſelben angenehm würde? Oder — was ich kaum aufführen möchte — iſt es etwa die moraliſche Unbefangenheit, welche euch aus den frühern Zeiten anlächelt? Macht ihr es vielleicht mit den frühern Perioden eures Lebens wie es die gemeine Vorſtellung, ich möchte lieber ſagen das gemeine Gefühl, mit der Vorzeit im allgemeinen zu machen pflegt? Auch dieſe Erklärung möchte

ner Sache anzuhören, oder endlich, was mir vielleicht am erſten gewährt werden dürfte, ſich wenigſtens ein Viertelſtündchen auf eine ſehr unſchädliche Weiſe von mir unterhalten zu laſſen. Indeſſen muß ich immer doch glauben, daß die meiſten Menſchen die nämlichen Einwirkungen, wie ich, oft empfunden haben werden; geſetzt auch, daß ſie in dem Urtheile über dieſelben nicht mit mir einig ſeyn könnten. Es geht nun einmal mit den äuſſern Eindrücken, wie mit den Menſchengeſichtern. Das nämliche Geſicht ſieht mehrere an; aber dem einen iſts dieß, dem andern das; alle ſieht es vielleicht einerley an, aber jeder zeichnet ſich ſein eignes Raiſonnement hinein.

nicht aushalten, denn dieſer unbekannte Reitz fällt ja nicht allein in die Knospenzeit eures Lebens. Er kommt euch auch aus jenen Zeiten entgegen, wo uns die Natur bereits aus ihren Armen entläßt. Und wahrlich wär' es doch eine traurige Mahnung an ein ungerechtes Schickſal, wenn uns mit dem Andenken an unwiederbringliche Tage der Erwachſenheit auch immer die Erinnerung an verlorne Gaben des Willens vorſchweben müßte. Die moraliſche Unbefangenheit, die wie ein ſchönes Traumbild unſerer Phantaſie manchmal vor Augen tritt, reicht nicht über die Jahre hinaus, wo wir unter lauter Bildern lebten und webten, und darf nicht über ſie hinausreichen, oder wir müßten an aller moraliſchen Kraft des Willens verzweifeln, und glauben, die Moralität nicht ſowohl ſelbſt üben, als nur empfangen zu können. Nur von dem Alter der Kindlichkeit her darf uns moraliſche Unbefangenheit als ſchönes Bild der Phantaſie anlächeln; von dem erwachſenen Alter her darf uns nur mora-

liſche Reinheit als ſüße Erinnerung kommen. Auch ſchwebt uns jener räthſelhafte Reiz, genauer angeſehen, nicht aus unſerm damaligen Thun und Handeln, ſondern überhaupt aus den damaligen Zeiten entgegen.

Laſſen wir die Philoſophie, Freunde! Begegnen wir lieber Gefühlen mit Ahndungen. — Ja es iſt das Leben ein Traum, und glücklich iſt der, welcher die Traumſeite des Lebens zu faſſen weiß, dem es gegeben iſt, aus Traumgeſtalten, die ſeltner und öfter im Kleide der Fremdheit an der Empfindung des Menſchen vorübergehen, das Schickſal des Menſchenlebens zu rathen! glücklicher der, welchem dieſe Gabe der Enträthſelung ſüßer Genuß iſt! am glücklichſten, wer aus dieſem Genuſſe eine Lebensweisheit zu ſchöpfen verſteht, die ihn, wie ein ſokratiſcher Genius, mit myſtiſchem Finger ſeine Tritte vorzeichnet! Hegt und pflegt dieſe lächelnden Schatten! Aber im Fluge müßt ihr ſie beſchauen! Sie erſcheinen und verſchwinden im nämlichen Augen-

blicke, *) aber ſie ſtammen aus der weiten Welt des allgemeinen geiſtigen Lebens, und berühren nur manchmal und nur ſcheu das Organ der Empfindung; um rathen zu laſſen, nicht das Organ des Verſtandes, weil vom Begreifen nicht die Rede seyn kann. Sie wenden ſich weder an die Phantaſie, noch an das Herz, noch an den Verſtand, ſondern an den ganzen Menſchen, wie er iſt und fühlt. Sie bewegen das ganze menſchliche Weſen, wie dort der Engel am Teiche Bethesda das Waſſer. Zu dieſen Schatten gehört das ſüße Gefühl der Herbſtlichkeit, zu ihnen der Reiz der Vergangenheit.

So mancher quälte ſchon ſeinen Kopf und ſein Gefühl, das in den Ideen der Kunſt ſo berufene je ne sais quoi in Gemählden zu finden, worinn es entweder überhaupt gar nicht, oder doch für ihn nicht war. So mancher ſprach ſich

*) An manchen Menſchen gehn ſie niemals vorüber. Das ſind die Menſchen der kalten Begriffe; dieſe ſind ihnen zu klug.

mit ſeinem je ne sais quoi komiſch genug ſein eignes Urtheil. Aber es giebt in jedem Gemählde ächter Kunſt ein gewiſſes je ne sais quoi, was jeder empfinden muß, wenn nur ſein Sinn nicht blos in ſeinem Körper wohnt; ſey es auch, daß es dieſen von der, den andern von jener Seite zuerſt anrede. Es iſt in keinem guten Gemählde des gemeinen Künſtlers, aber es iſt auch in ſchlechten Gemählden des großen. In Kopien ſah ich es nie, oder, wenn es ja darinn war, ſo blickte es als ein Sebſteigenthum des kopirenden Genies, oder wie ein kränkelnder Geiſt daraus hervor. Es iſt nicht in der Hand, nicht im Pinſel des Künſtlers, ſondern in der Kunſt; die Kunſt iſt ohne dieſes Siegel ewig nur Bildnerey. Jedes gute Gemählde hat eine Wahrheit und ein Geheimniß. Die Wahrheit iſt in der Vergegenwärtigung der charakteriſirten Scene, und in der Erweckung der Empfindungen, die wir beym Anſchauen des Vorgangs in der würklichen Welt gehabt haben würden; das Geheimniß iſt in der Verſchiedenheit der Span=

nung, in einer Phantaſierung dieſer Empfindungen, welche ihnen einen eignen Charakter leiht, den wir den Urempfindungen bey gleicher Scene im Menſchenleben nimmermehr beylegen könnten, und den es auch Sünde seyn würde für eine bloße Abſtufung derſelben halten zu wollen, wenn wir ſchon die Verwandtſchaft beyder nicht leugnen können; es iſt ein neuer Geiſt in die Empfindung verwebt — es iſt die nämliche Muſik, aber ſie geht aus einem andern Tone. Dieſe geheimnißvolle Geſtaltung des Eindrucks iſt der würkenden Kunſt eigen. In ihr iſt die Göttlichkeit der Kunſt. Denn was wäre Göttliches an ihr, wenn ſie uns nichts weiter als ſaubere, allenfalls ſchöne Abſchriften lehrte, die uns mehr an die Gewalt erinnern, womit die Lebendigkeit der Scene unſer Gefühl faſſen würde, als daß ſie eine eigne Sprache für uns hätten? Viel Herrliches bliebe ihr immer, und manche kräftige Erhebung der Seele, manche laute Ermunterung zum Guten und Schönen würde uns weniger werden,

wenn wir ſie auch in dieſer Geſtalt nur entbehren müßten. Allein die eigene Stärke, die Selbſtſtändigkeit in dem Weſen ihrer Kopien der Natur würde ihr immer fehlen. Sie bliebe talentvolle Schülerin, nicht wäre ſie geiſtvolle Meiſterin. Und ſie iſt noch mehr. Sie ſpricht nicht ihre Lehren vor, ſondern ſie läßt ſie blos im magiſchen Gewande der Geiſter erſcheinen, und ſie ſind unſerm Innern vermählt, ehe wir uns zur äußern Betrachtung näher beſtimmten. Sie ſind uns gleich ſo nahe vermählt, ſind ſo in unſer Weſen verfloſſen, daß es uns mit ihnen geht, wie mit aller Selbſtbetrachtung: wir werden leicht irre. Und in Wahrheit müſſen wir vor dieſen Einwürkungen der Kunſt mehr als irgendwo anders irre werden, da ſie, daß ich mich ſo ausdrücke, geheime Notizen über unſre geſammte Beſtimmung enthalten. „Gehe aus mit deiner Empfindung von dem äußern Kleide der Natur, fordert die Kunſt, und ahnde ihr inneres Weſen. Sieh und verſuche; Schlüſſe frommen hier nicht. In Schlüſſen laß Weiſe und Redner ſpre-

chen; ich ſpreche in Erſcheinungen. Jene verſtändigen dich; mich kannſt du verſtehen; begreifen kannſt du mich niemals. Ich führe dich zwiſchen Sinnlichkeit und Geiſt hinauf, und halte dich ſchwebend zwiſchen dem, was iſt, und was ſeyn könne, und werde. Dieſes iſt die Menſchlichkeit der Kunſt. Sie wählt den Weg unerklärlicher Empfindungen, um den Geiſt auf Gegenſtände zu führen, die für ihn gleich unerklärlich und gleich intereſſant ſeyn müſſen. Sie unterrichtet ihn von dem Heiligſten durch heilige Träume. *) Freylich träumt aber der eine ſo, der andre anders; auch träumt der nämliche wohl den einen Augenblick anders als den andern.

*) Ich ſpreche übrigens hier, wie jeder Kunſtfreund mit mir einſehen wird, von der bildenden Kunſt überhaupt, und bey der Mahlerey nicht allein von Gemählden, ſondern auch von manchen Zeichnungen und von ſehr vielen Skizzen; auch nicht blos von hiſtoriſchen Stücken, ſondern auch von Landſchaften, ſelbſt von Portraits.

Aber immer wird in uns beym Anblick der Werke der Kunſt eine geiſtige Lebendigkeit wach; immer löſt ſich der Eindruck der ſinnlichſten und ausgelaſſendſten Darſtellungen von ächter Künſtlerhand beym unverdorbenen Menſchen in einen Reiz ſüßer Ernſthaftigkeit auf, und wir ſind am Ende mehr mit dem Beſchauen unſrer ſelbſt als des Gemähldes beſchäftigt. Sehr natürlich iſt aber auch dieſe geiſtige, geheimnißvolle Anſprache bey verſchiedenen Künſtlern verſchieden; ſehr natürlich würkt der Geiſt mehrerer, wenn ſchon zu gleichem Ziele in uns, doch auf verſchiedenem Wege. Aber jene mahnenden Traumgeſtalten gehen auch außer den Gemähldegalerien vor uns vorüber, und berühren uns auch hier nach Maaßgabe der verſchiedenen Veranlaſſungen, auf verſchiedenen Seiten. Eben ſo die Genien der mehreren Künſtler. In Correggio umarmt mich jenes erhebende Herbſtgefühl, beynahe die nämliche Empfindung in den Oelgemählden von Mengs. Auch die übrigen Gebieter im Reiche der Kunſt haben ihre geheime, heilige Rede

für mich, aber — heute hatte ich nur Sinn für Correggio, denn jene Herbſtlichkeit, jener Reiz der Vergangenheit hatte mich gegen alle andre beſtochen. Wehmuth feſſelte mich. Der holde Genius der Vergangenheit ſprach zu ſüß aus Correggio. Mit eben der Zartheit, mit welcher der Finger des Schickſals Begebenheiten, Genüſſe, Leiden und Erſcheinungen im Menſchenleben verwebt und verſchmilzt, verhaucht ſein Pinſel den Geiſt der Farben. Alles iſt Eins, und ſchwebt, ein luftiges Ganze. Alles blüht, und alles ſcheint zu verſtieben, aber in dem allen genießt man, und genießt um der Luftigkeit willen mehr als anderwärts. Grade wie in jenem Herbſtgefühl: die Welt iſt zwiſchen Blüte und Vergänglichkeit, aber ſie lächelt; grade wie bey der verfloſſenen Zeit: ſie lächelt aus dem Grabe. — Ehret des Mahlers geweihte Kunſt! Lernt vor ſeinen Gemählden, daß eure Beſtimmung nicht iſt, die Welt einzuſtudieren, ſondern nie ſie anders als ſchwebend ſehen zu wollen. Stellt euch bey ihr auf den Standpunkt der

Kunſt. Euer Standpunkt für die Welt iſt wahrlich noch weit ferner zu wählen, als ihn euch der Mahler für ſeine Gemählde giebt. Sie in ihrer Unermeßlichkeit, und ihr in eurer Kleinheit! Stellt euch möglichſt fern, um die ungeheure Scene wenigſtens mit dem Auge umfaſſen zu können. Tragt, wo dem Anblick Beſtimmtheit gebricht, die reizende Tinte der Phantaſie auf, und achtet es nicht, daß das Ganze von eurem Standpunkte aus euch manches zu rathen übrig läßt. Tretet ein wenig zu nahe an jenes Gemählde, und ihr tauſcht für üppige Luftigkeit freylich manche Beſtimmtheit, aber auch unerträgliche Härte der Umriſſe und grobe Widrigkeit. Ihr tretet gern wider zurück, und die Bildung lächelt wie vorher. Nicht ſo leicht iſts auch für den beſten Willen, bey der Welt den verlornen Punkt wieder zu finden. Und das iſt ſehr natürlich; je größer das Gemählde, deſto ſchwerer die gehörige Weite der Anſicht. Manche ſuchen ihr Lebelang vergebens nach der Stelle; ſie fühlen, daß ſie ſie nicht haben, und ſind zu bedauern;

manche machen es wie die Kurzſichtigen, die es ſich nicht ausreden laſſen, daß ſie das mächtige hiſtoriſche Blatt doch auch kennen lernen, wenn ſie emſig mit der Brille an den einzelnen Figuren umherlaufen; — ſie gehen ſicher und wollens nicht beſſer. Wenige nur werden mit Künſtlerſinn für die Welt geboren; für wenige nur ſchwebt ſie wie ein Gemählde Correggio's. Die übrigen alle betrachten ſie wie ein Schnitzwerk, und taſten an ihr herum; oder allenfalls wie eine Bildnerey, und analyſiren die einzelnen Farben. Sie alle haben nie im Herbſte gefühlt, wie ſüß es iſt, auf dem Standpunkte der Phantaſie zwiſchen Leben und Tod mitten inne zu ſtehen, und in beyder Land wie in den Nebel der Entfernung zu blicken. Für ſie giebts keine jener berathenden Traumgeſtalten. Sie wollen alles in der grellen Würklichkeit ſehen. Sie unterhalten ſich nicht mit dem Leben wie man ſich mit einer Erſcheinung unterhält, nur in der Nähe des Verſtändniſſes, ſondern betrachten die Welt wie einen einzelnen Menſchen, mit dem man

ſich nach Belieben ausreden kann, und bereuen oft erſt dann ihren Wahn, wenn die Welt ihnen ihren letzten Abſchied mit einer ſtolzen Kälte ſagt, und ruhig am Weinenden vorbey ihren Schritt weiter ſchreitet. Dann endlich kommt ihnen vielleicht das erſte Herbſtgefühl, aber ein andres, als das unſrige; es grenzt hart mit den Winternächten, und der ſchöne Baum der Welt iſt ſchon völlig entblättert; die Phantaſie hat keinen Theil daran, und die Welt iſt vorüber, wenn ſie gewahren, daß ſie ſchwebte. Dann endlich erſcheint auch ihnen die Vergangenheit, aber ohne den magiſchen Reiz, den ſie als erſcheinende Traumgeſtalt im Leben hatte. Die Zeit iſt vorbey, wo dieſer Reiz aus der Ferne, der auch widrige Erfahrungen in ein ſchmeichelndes Gewand hüllt, und in der Sprache der Phantaſie zu uns redet, ſie mahnen konnte, nie die Welt zu nahe, nie näher zu ſehen, als daß zwiſchen ihr und uns der Phantaſie noch Spielraum bleibe, um die harte Mechanik der Scenen mit ihrem Zauberlichte zu umgießen. Für

ſie war die Phantaſie ein leidiges Spielwerk, und nicht eine holde Genoſſin des Verſtandes. Sie ahndeten es niemals, daß ſie ihm wie das Weib dem Manne zugegeben ward, und daß der Verſtand ohne ſie wie ein Hageſtolz im Leben ſteht, und mit dem Leben handelt. Darum waren ihnen jene Traumgeſtalten fremd; darum kannten ſie das Leben erſt dann, als ſie nur bedauern konnten, es nicht gekannt zu haben.

K. Gutjahr.

V.

Linville und Fanny.

Eine

franzöſiſche Novelle.

Linville, von einer angebeteten Geliebten verlaſſen, und durch den Schmerz des Verluſtes in ſeinem Innern zerrüttet, fing an ein ungerechter Sonderling zu werden. Seine Verachtung, die ſich anfangs bloß auf die treuloſe, und doch ſo liebenswürdige Zena bezog, erſtreckte ſich in der Folge auf mehrere, und bald auf alle Weiber; ja endlich ſelbſt auf die ganze Menſchheit. Einige Reiſen, die er in dieſer Stimmung unternahm, beſtärkten ihn noch mehr in ſeinem Irrthume, denn die Gegenſtände, die ſich hier unſern Blikken darbieten, nehmen nur zu leicht die Farbe unſers Geiſtes an. Ein glücklicher Menſch erblickt leicht auf ſeinen Reiſen romantiſche Ausſichten, Wege mit Blumen beſtreut und murmelnde Bäche. Jede

Hütte iſt für ihn eine Freyſtatt des Glücks und der Zufriedenheit, und jede Stadt ein Wohnort der Kunſt und der Freude. Alles erſcheint ihm durch den Zauber des Glückes in angenehmen Geſtalten. — — Sollte es aber wohl ein Geſchöpf auf Erden geben, das ſo unglücklich wäre, nicht auf Augenblicke wenigſtens einige Blumen an dem kummervollen Pfade ſeines Lebens zu entdecken? Linville hatte dieſe ſüße Täuſchung verloren. Er reiſte im Sommer, und wurde nichts gewahr als dürre Gefilde, Wege mit Staub bedeckt, und die drückendſte Hitze. Auf der weiten Ebene der Fruchtfelder erblickte er elende Schnitter, welche die Mühſeligkeiten des menſchlichen Lebens in vollem Maaße zu tragen ſchienen. Ueberall umgab ihn menſchliches Elend. An allen Orten entdeckte er dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Laſter, den Egoismus, der faſt allmächtig die Menſchen beherrſcht, die nichts unterſcheidet als Sprache und Kleidung. In Italiens Ruinen ſahe er die Trümmern der Welt. Jedes ſtehende Denkmal ſinkt je

in Kurzem zu dem Zertrümmerten hin. Wiſſenſchaften und Künſte verſchwinden — und auch die menſchliche Glückſeligkeit fügte trauernd Linville hinzu! Das Karneval zu Venedig rief ihm die Redoutenbälle zurück, wo die Maſke der Liebe zum Schleyer und zur Binde dient. In ſeiner Seele erwachte das Andenken an jenen glücklichen Winter, den er im Schooße der Freude zugebracht hatte, verſchönert durch ſo manches Feſt, und mehr als Alles durch das glückliche Gefühl, geliebt zu ſeyn. Mitten unter einem unbekannten Haufen, der ihn nicht im geringſten intereſſirte, ſuchte er ein Geſicht mit den Zügen der treuloſen Zena, mit den Zügen die er flohe, die er zu haſſen wünſchte und die doch unaufhörlich vor ſeiner Seele ſtanden.

Beynahe zwey Jahre waren ihm in dieſer freywilligen Verbannung verſtrichen. Die Zeit, dieſes untrügliche Heilmittel des Grams hatte auch ſeinen Schmerz gemildert, ohne ihn jedoch ganz unterdrückt zu haben. Er wurde es müde in einer

Gegend zu verweilen, wo er weder die Süſſigkeiten der Liebe noch die ſtillen Freuden der Freundſchaft empfunden hatte, und glaubte ſich geheilt durch den Wunſch in ſein Vaterland zurückzukehren, welches er jetzt ohne Gefahr wieder zu ſehen glaubte. Dieſe Veränderung gab ihm auf einen Augenblick das Gefühl der Freude, welches er ſchon lange nicht mehr empfunden hatte, zurück. Die Anſtalten zur Reiſe, das nahe Wiederſehen ſeiner Verwandten, ſeiner Freunde und ſeines Geburtsortes, alles dieſes machte ihn anfangs glauben: die Ruhe ſey in ſein Herz zurückgekehrt und die Zukunft könne noch erfreulich für ihn werden. Aber dieſer Augenblick des trunkenen Genuſſes, verurſacht durch die Neuheit der Gegenſtände, verſchwand ſehr bald mit derſelben. Er hatte eine feurige und fein empfindende Seele, die ſich zur Melancholie neigte, eine immer rege Phantaſie und ein nur zu treues Gedächtniß. Er fand daher überall die Spuren ſeiner entflohenen Glückſeligkeit, überall Etwas, was ihn an ſein Elend erinnerte. Er ſahe

Zena wieder, aber ſie machte jetzt wenig Eindruck auf ihn. Sie hatte über ſeine Entfernung gelacht, ſeinen Schmerz und ſein zartes Gefühl verſpottet, und ſich ſelbſt in tauſenderlei Verhältniſſe verwickelt, die ihr in der Achtung gutgeſinnter Menſchen eben ſo ſehr geſchadet, als ſie ihre natürlichen Reize verdorben hatten. Linville liebte ſie nicht mehr; aber er hatte ſie doch einſt geliebt. Nicht um ihren Verluſt trauerte er, ſondern um den Verluſt des Gefühls, das ſie in ihm erweckt hatte. Eine zärtliche Muſik verſenkte ihn in traurige Phantaſien. Der Aufgang der Sonne, ein ſchöner Sommerabend, eine ſtille Nacht, wo das glänzende Geſtirn des Himmels, welches ſie erleuchtet, nur für die Liebe zu ſchimmern ſcheint, erneuerten ſeinen Schmerz, indem ſie in ſein Andenken verlorne Freuden zurück riefen, ohne ihm einmahl den Troſt der Sehnſucht darnach zu laſſen, weil er Zena verachtete.

So ohngefähr war Linvillens Seelenzuſtand, als er erfuhr, daß eine ſeiner

Verwandtinnen, welche ſich während ſeiner Abweſenheit zu Paris niedergelaſſen hatte, ſich eben jetzt noch daſelbſt befinde, aber in Kurzem auf ihre Güter abgehen werde. Er reiſte zu ihr, mehr aus Höflichkeit als aus Neigung, denn er hatte ſie nicht mehr als ein einziges Mal auf einer andern Reiſe geſehen, die ſie nach Paris vor ohngefähr zehn Jahren gemacht hatte. Er fand bey ihr ein junges Frauenzimmer, welches ſie ihm als ihre Tochter vorſtellte; er grüßte ſie höflich, ohne ſehr auf ſie zu merken.

Fanny hatte nichts von dem, was ſogleich beym erſten Anblicke, anzieht. Sie war weder ſehr groß noch ſehr ſchön. Ihr Geſicht verrieth Sanftmuth, Geiſt und Gefühl. Aber man mußte ſie lange betrachten, um dies zu finden. Ihre Züge wurden nur dann ſchön und reitzend, wenn ein frohes Gefühl ſie belebte, und ein ſanftes Lächeln auf denſelben hervorbrachte. Still, und in ſich ſelbſt verſchloſſen, betrachtete ſie jetzt Linvillen, und hörte ihm mit Aufmerkſamkeit zu ohne

jedoch mit ihm zu ſprechen oder von ihm bemerkt zu werden.

Die Frau von Helcy bat ihren Verwandten die Zeit über, welche ſie noch in der Stadt zuzubringen gedächte, öfterer zu ihr zu kommen. Sie gab ihm ſogar einige kleine Aufträge in Familienangelegenheiten. Einige Tage nachher kam er wieder, und fand Fanny nicht bey ihr. Er fragte nach ihr, und erfuhr von der Frau von Helcy, daß ſie ausgegangen wäre. „Ich habe ſie faſt wider ihren „Willen, fuhr ſie fort, zu der Parthie „zu bewegen geſucht. Seit einigen Mo„naten iſt eine große Veränderung in ih„rem Charakter vorgegangen. Sie iſt „nicht mehr ſo froh und heiter, als ſonſt. „Erſt wünſchte ſie ſo ſehnlich Paris zu „ſehen, und nun bittet ſie mich eben ſo „angelegentlich es wieder zu verlaſſen. „Auf dem Lande, meint ſie, würde ſich „ihre Geſundheit wieder herſtellen laſſen. „Ihr zu Liebe habe ich nun mehr als eine „höchſt nothwendige Angelegenheit von „der Hand gewieſen; allein ſeit einigen

„Tagen erwähnt ſie die Abreiſe nicht mehr, „ohne jedoch deshalb heiterer und fröhli= „cher zu werden. Ihr Geiſt hat von ſei= „ner ſchönen Ruhe viel verloren, ſelbſt „von ſeinen Reitzen; denn wenn ich nicht „partheyiſch ſcheinen müßte, ſo würde „ich ſagen: Sie iſt in der That ſehr lie= „benswürdig.“

Linville lenkte die Unterhaltung auf einen andern Gegenſtand, ſprach von ſei= nen Geſchäften, und ging. Er begegnete Fanny, welche mit einer Freundin ihrer Mutter zurückkam. „Das iſt Linville, „ſagte die letztere, als ſie ſich geſetzt hat= „ten, ich dachte nicht, daß er ſchon zu= „rückgekehrt und von ſeinen Verirrungen „geheilt wäre.“

„Von ſeinen Verirrungen, ant= „wortete die Frau von Helcy, mit einer „unzufriedenen Mine. Kann man wohl „eine ſo lebhafte und innige Neigung, ein „ſo edles und feines Betragen mit dieſem „Namen nennen? Linville konnte wohl „mit zuviel Innigkeit und Hingebung lie= „ben, konnte verrathen und betrogen wer=

„den; aber einer Verirrung iſt er nicht „fähig, und noch weniger eines unedlen „Verfahrens?“

Ihre Freundin wollte nicht Unrecht haben. Man ſtritt ſich lange. Fanny ſchien mit Aufmerkſamkeit zuzuhören, ohne jedoch ſich ins Geſpräch zu miſchen. Kurz darauf entfernte ſie ſich, ohne eben weder froher noch trauriger zu ſcheinen.

So viel Freymüthigkeit auch ihre Geſtalt verrieth, ſo wenig lag doch dieſelbe in ihrem Charakter. Nur auf ihrem Geſichte kündigten ſich ihre Wünſche an, über ihre Lippen kamen ſie nie. Es war nicht leicht den Unterſchied zwiſchen Kummer und Eigenſinn in ihren Zügen aufzufinden, vornehmlich ſeitdem eine gewiſſe melancholiſche Schwärmerey der Hauptzug in ihrem Charakter geworden war. Fanny näherte ſich ihrem drey und zwanzigſten Jahre, und hatte noch nie geliebt. Wenigſtens vermuthete man es, denn ihr Betragen hatte nie das Gegentheil verrathen.

Sanft und heiter in ihrer Kindheit, war ſie in ihrer höhern Jugend lebhaft und muthwillig geworden. Auf ihre fröhliche Laune war ſchnell ein trauernder Ernſt gefolgt, und zwar ohne ſcheinbare Veranlaſſungen, und ohne Nachtheil ihrer Geſundheit. Man beſchuldigte ſie des Eigenſinnes und der Sonderbarkeit; allein in kurzer Zeit erfuhr man eine weit wichtigere und traurigere Veranlaſſung dazu.

Seit einigen Monaten lief man Haufenweis in das ſo ſonderbare und oft beurtheilte Stück, wo der Verfaſſer mit Vernachläſſigung aller gewöhnlichen Regeln, die Liebe in allen ihren Verirrungen gezeichnet hat, wo Nina, ohne Verſtand und faſt ohne Anſtand zarte, und für die Liebe leicht empfängliche Gemüther intereſſirt, bewegt und mit ſich fortreißt, indeß ſie diejenigen gewiſſermaaßen empört, welche ſie mit ruhiger Vernunft und Kenntniß des Schicklichen auf dem Theater beurtheilen, und deshalb bloß eine Wahnſinnige erblicken, mit deren Zuſtande der

Schriftſteller hier einen Mißbrauch getrieben hat.

Linville ſahe in ſeiner traurigen und unglücklichen Stimmung das Stück, und wurde davon bezaubert. „Wie intereſ„ſant, ſagte er einſt bey der Frau von „Helcy, iſt die Unglückliche, welche die „Liebe wahnſinnig macht. Welch ein Aus„druck von Empfindung! Welche Wahr„heit, welche Melancholie in der Mu„ſik! . . . Nie hat mich eine Oper ſo „gerührt.“ Fanny, welche ſeine Lobpreißungen mit angehört hatte, bat ihre Mutter, ſie in dieſe Oper zu führen, und zwar mit einer Innigkeit, welche ſie ſonſt nie bey einem Verlangen nach Etwas äußerte. Ihre gute Mutter erfüllte ihre Wünſche, ſo bald ſie ſie kannte. Man gab Nina gleich den Tag darauf wieder. Die Parthie wurde feſtgeſetzt, man ging ins Theater und Linville begleitete die Damen. Während der Vorſtellung war Fanny ſehr aufmerkſam und ſtill, und ſchien nichts zu ſehen und zu hören, als Nina. In dem Augenblick wo dieſe

letztere zu ihrem Vater ſagt: „Sie haben „eine Tochter . . . machen Sie ſie glück„lich; und vor allem widerſprechen Sie „ihr nicht bey der Wahl ihres Herzens! „Es iſt nicht gut! wahrlich nicht!“ —— Bey dieſen Worten ließ Fanny einen leiſen Laut von ſich hören, verſank in ein ſtilles Nachdenken, und ſchien den Ausgang des Stückes gar nicht zu hören. Sie lobte und tadelte Nichts daran, antwortete ganz einſylbig auf alles, was man den Abend mit ihr ſprach, und ſobald es ihr möglich war, entfernte ſie ſich. Die folgenden Tage mußte man ſie faſt aus ihrem Zimmer nöthigen, denn ſie wollte daſſelbe durchaus nicht verlaſſen; Sie bezeigte ſich ſehr launig, und ſprach mancherley ohne Zuſammenhang und oft ganz unverſtändlich. Ihr Tiſch und ihr Schreibſchrank waren mit einem Haufen von Papieren bedeckt, welchen Nina zum Muſter gedient hatte. Sie ſchien ſie mit jenem innigen Intereſſe zu leſen, welches man für Gegenſtände zeigt, die heftig anziehen. Man konnte ſie nicht davon entfernen; ſie

wiederhohlte ſie im Gedächtniſſe, wenn man ſie ihren Augen entzog. Sie machten ihre einzige Beſchäftigung aus. Ohngefähr vierzehn Tage reichten hin, der Frau von Helcy die traurige Gewisheit zu geben, daß ihre Tochter den Verſtand eben ſo verloren habe als Nina, und daß es nicht ſo leicht ſeyn würde, ihr ihn wieder zu geben.

Fanny's Wahnſinn, und der Schmerz ihrer Mutter machten auf Linvillen einen Eindruck, welcher ſeinem lebhaften Gefühle gemäß war. Die Stimmung ſeines Geiſtes vermehrte ſeine Stärke, und manchmahl erſtaunte er, wie dieſer Vorfall ſein ſchmerzhaftes Nachdenken noch ſo ſehr habe verbittern können.

Die Frau von Helcy, welche ihrer Tochter nicht aus Eigenſinn zuwider ſeyn, noch ihr alle die ungewiſſen und erſchöpfenden Mittel wollte verſuchen laſſen, welche das Uebel oft vermehren, anſtatt es zu vermindern, entſchloß ſich auf's Land zurückzugehen und alles von der Zeit und der Natur zu erwarten. Sie trug Linvillen

noch ein Geſchäft auf, welches eine ſorg= fältige Behandlung erforderte, und bat ihn, nach deſſen Beendigung, zu ihr auf ihr Gut zu kommen.

Konnte wohl jemals ſeine Freundſchaft ihr nützlicher werden als jetzt? Er ver= ſprach morgen bey ihrer Abreiſe gegenwär= tig zu ſeyn. Er hatte Fanny ſeit dem Anfange ihrer Krankheit nicht geſehen. Mit welcher Theilnahme heftete er ſeine Augen auf die ihrigen, welche ihn kaum zu bemerken ſchienen. Er hatte ſie nie ſo reitzend gefunden; die Nachläſſigkeit in ihrer Kleidung, ihre Mine mit den Schim= mer des Wahnſinnes, und doch dabey ſo ſanft und gefühlvoll, ließen ihm zuerſt einen Eindruck empfinden, den ſie noch nie auf ihn gemacht hatte. Er wieder= hohlte der Frau von Helcy ſein Verſpre= chen, ſobald als möglich, ſie zu beſuchen. Fanny wollte eben in dieſem Augenblicke in den Wagen ſteigen; ſie blieb ſtehen und ſahe ihre Mutter und Linvillen unruhig und betroffen an. „Er wird kommen, ſagte ſie — — er — warum — — Wer

iſt er denn? Ach! Man liebt die Unglück=
lichen nicht, er wird nicht kommen.“ Die
Frau von Helcy nahm von Linvillen Ab=
ſchied, und umarmte ihn mit Thränen.
„Sie weinen, ſagte Fanny, macht es
„Ihnen Kummer? . . Ach! wenn Sie
„wüßten . . . wenn ich Ihnen ſagen
„könnte . . . Aber nein! . . . Sie
ſchwieg, verfiel wieder in ihr düſtres We=
ſen, und ſprach kein Wort bis ſie nach
Helcy gekommen war.

Das Wohnhaus, welches an einem
einſamen Orte lag, war mit Sorgfalt
unterhalten. Ein Flügel des Schloſſes
ſtieß an ein Wäldchen, deſſen erſte Bäu=
me faſt die Fenſter des Zimmers berühr=
ten, welches am äußerſten Ende des Ge=
bäudes lag. Eben dies gab ihm ein ge=
wiſſes Anſehen von Einſamkeit und ſtiller
Traurigkeit. Seine Verzierungen ver=
mehrten dieſen Eindruck. Es war ein
Studierzimmer. Man fand hier eine Bi=
bliothek, Marmor = Büſten berühmter
Griechen und Römer; einige Gemählde,
welche ſchreckliche Veränderungen der Na=

tur vorſtellten, Globen, geographiſche Charten und dergleichen mehr.

Hierher eilte Fanny, ſobald ſie vom Wagen abgeſtiegen war, und erklärte, daß ſie dieß Zimmer nie verlaſſen werde. Vorſtellungen brachten ſie auf, und Bitten fanden ſie unbeweglich. Man mußte gegen dieſe Krankheit die Nachſicht haben, welche man gegen ſo viele andere hat. Mehrere Monate hinter einander führte ſie hier daſſelbe Leben. Jedermann konnte zu ihr kommen, und wenn man ſie zu manchen Zeiten des Tages überraſchte, ſo fand man ſie auf der nehmlichen Stelle, mit einem Buch in der Hand, und immer die nehmliche Seite aufgeſchlagen. Zuweilen ſchrieb ſie. Man fand ihre Briefe. Sie waren ohne Zuſammenhang. Ihre Ideen verriethen zärtliche Traurigkeit, jedoch keinen beſtimmten Gegenſtand. Man erhielt dadurch keine Aufklärung über die Urſache ihrer Krankheit und ihrer ſo ſonderbaren Aeußerungen.

Fanny's düſtere und melancholiſche Stimmung, welche doch einen Anſtrich

von Stille und Ruhe hatte, erweckten bey der Frau von Helcy die Hoffnung, daß ihre Tochter einſt ihre Reitze und ihre Vernunft würde wieder erhalten können; Sie theilte ihre Freude darüber einer Freundin mit; Fanny war zugegen, und ſchien, ihrer Gewohnheit nach, nichts zu ſehen und zu hören. Eben bringt man der Frau von Helcy einen Brief. Er iſt von Linvillen. Er ſchreibt ihr das Ende und den glücklichen Ausgang ſeiner Geſchäfte, und daß er unterwegens ſey ihr Rechenſchaft davon zu geben, und vielleicht mit dem Briefe zu gleicher Zeit eintreffen werde.

Die gewöhnliche Niedergeſchlagenheit auf Fanny's Geſichte ging ſogleich in den Ausdruck der lebhafteſten Theilnahme über. Sie ſtand haſtig auf, ſahe ſehr bewegt auf Linvillens Brief, dann hob ſie ihre Augen zum Himmel, und ſagte mit dem rührendſten Tone: „Gott! was leide ich, „liebe Mutter verbergen Sie mich — — „laſſen Sie mich niemanden ſehen. Neu„gierige Blicke würden mich tödten!“

Die Frau von Helcy verſicherte ſie, daß ſie niemanden ſehen, und von niemanden geſehen werden ſollte, der ihr unangenehm ſeyn könnte. Sie glaubte die Urſache dieſer lebhaften Bewegung in ihrem Zuſtande und in der natürlichen Schaam vor Fremden zu finden, welche Zeugen ihrer Lage hätten werden können.

Fanny's unruhige Stimmung wurde um Nichts ruhiger. Den Abend über ſchien ſie ſich noch zu vermehren, und ihre Mutter verließ ſie ungern um Linvillen zu empfangen. Sie ſprach mit ihm von ihrem Kummer, und er ſchien lebhaften Antheil daran zu nehmen, aber ohngeachtet des Zutrauens und der Freundſchaft, welche den Abend verſchönerten, dünkte er ihnen doch lang und traurig. Erſt nach zwey Tagen willigte Fanny darein, Linvillen zu ſehen; ſein Nahme machte ſie erröthen, ſeine Gegenwart ſetzte ſie in Verlegenheit und ſchien ihr peinlich zu ſeyn; allein nach und nach gewöhnte ſie ſich daran, und bat ſelbſt zuweilen darum. In dieſen Augenblicken ſchien es, als wenn

das unruhige, heftig bewegte Mädchen Linvillen ein Geheimniß enthüllen wollte; ſie ſahe ihn mit einem furchtſamen Blicke an, bereitete ihn vor auf das, was er hören ſollte, bat ihn um ſeine Aufmerkſamkeit und Verſchwiegenheit; dann ſchien ſie mit Gewalt an ſich zu halten, und entfernte ſich von ihm. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ſie beſchwor ihn, ſich zu entfernen, und ſie ihr ſelbſt zu überlaſſen.

Die Wiederhohlung ähnlicher Scenen, machte auf Linvillen einen Eindruck, welcher ſich jeden Tag vermehrte. Er konnte ſich ſelbſt das Intereſſe nicht erklären, welches Fanny ihm eingeflößt hatte. Er glaubte lange Zeit, es ſey blos Mitleid. Aber Fanny's Züge waren ihm immer gegenwärtig, es war ihm nirgends wohl, wo er ſie nicht ſahe. In dem einſamen Cabinet, wo ſie oft Stunden lang, ohne zu reden, zugebracht hatten, vergaß er ſein Elend, ſeine Entſchlüſſe, ſeine Pläne, alles bis auf Jena. Fanny hatte alles für ihn verändert. Wie oft machte er es

ſich nun zum Vorwurf, ein Weſen zu lieben, welches ſeine Zärtlichkeit nicht belohnen konnte! Er beklagte ſich über ſein ſonderbares Schickſal, er wollte fort von hier, und ſie niemals wiederſehen. . . . . Aber würde es nicht höchſt undankbar geweſen ſeyn, die Frau von Helcy zu verlaſſen? Er konnte ſich zu Nichts entſchließen.

Sechs Wochen voll Unruhe waren ohngefähr vergangen, und Linvillens Lage wurde für ihn immer peinlicher, ſo daß er ſich nicht mehr Kraft genug zutraute, ſie zu ertragen. Er ſchützte Geſchäfte vor, und beſtimmte den Tag ſeiner Abreiſe. Man ſagte es Fanny, aber ohne die gehörige Vorſicht, und ſie ſchien mehr dadurch beunruhigt als überraſcht zu werden. Den Tag vor Linvillens Abreiſe, der vielleicht zwey ſo intereſſante und unglückliche Menſchen auf immer von einander trennen ſollte, ſchien Fanny düſtrer und trauriger, als ſie je geweſen war. Ihr ſtilles Träumen ſchien auf einen Gegenſtand gerichtet zu ſeyn, welcher ſie unabläßig auf das innigſte beſchäftige. Gegen Abend nahm

ſie eine etwas heitere Mine an, und fragte Linvillen, ob er noch gedächte, Morgen von ihr Abſchied zu nehmen, er bejahte es, und Fanny ſagte zu ihm: Vergeſſen Sie es ja nicht. Ich möchte gern mit Ihnen allein ſprechen. Sie erlauben es doch, fragte ſie ihre Mutter mit einem furchtſamen und zweifelnden Blicke. Madam Helcy erlaubte es. „Gut! alſo Morgen um zehn Uhr, ſagte Fanny; laſſen Sie mich jetzt allein, ich muß allein ſeyn!"

Linville trat zur beſtimmten Stunde in Fanny's Gemach; ihre niedergeſchlagene Mine, ihr einfacher und nachläßiger Schmuck, ihr unſteter Blick, welcher kaum noch einige Spuren ihres Wahnſinnes verrieth, der Gedanke, daß er ſie jetzt zum letzten Mahle ſähe, verurſachte ein ſtarke Rührung in Linvillens Seele. Fanny machte die Thüre mit einer geheimnißvollen Miene zu, und näherte ſich darauf hoch erröthend Linvillen mit einem Pappiere in der Hand. Sie bat ihn es ſogleich zu leſen, aber ohne ſie anzuſehen oder ein Wort mit ihr zu ſprechen; Er

mußte es bey ſeiner Ehre verſprechen. Sie bat ihn ſich in einen Armſtuhl zu ſetzen, kehrte ſich halb gegen ihn, und gab ihm das Papier, welches ſie in der Hand hielt, indem ſie ihm nochmals bat es durchzuleſen. Linville wußte vor Ueberraſchung nicht, was er davon denken ſollte, öffnete das Papier, und las folgendes:

Fanny an Linvillen.

„Nacht nnd Stille herrſcht jetzt über den Erdball. Alles ſchläft in ſüßer Ruhe, nur ich, von tauſend peinlichen Gefühlen geängſtigt wache noch für meinen Schmerz — lebe noch für einen Schatten von Hoffnung! — Morgen, Linville, morgen reiſen Sie ab! Ungewiß was ich hoffen oder fürchten ſoll, voll Zweifel und Unruhe muß ich Ihnen meine Seele enthüllen, weil ich länger nicht ſchweigen kann. Sie müſſen mich, Ihrem Verſprechen nach, vor Ihrer Abreiſe noch einmahl ſehen, und dieſer Augenblick wird, ohne Zweifel, über

mein Loos entſcheiden. Die Nacht, welche ihm vorhergeht, wende ich dazu an dieſe Zeilen niederzuſchreiben. Sie werden den Schleyer aufheben, welcher bisher meine Gefühle verhüllte. Sie ſollen mich ſehen, wie ich bin. Sie werden meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und mir die Verſtellung verzeihen, deren Preis mein Glück werden ſollte. Ehe Sie ein Wort ſagen, leſen Sie dieſe Zeilen"

Linville, erſtaunt über dieſen Eingang, wo er ſo mancherley entdeckte, und noch mehr ahndete, hielt im Leſen inne, um Fanny anzuſehen, welche den Kopf auf den Arm geſtützt und mit der Hand ihr Geſicht verbergend, an einem Tiſche in der Entfernung ſaß. Sie bemerkte ſeine Bewegung nicht, und veränderte daher auch ihre Stellung nicht. Linville dachte an ſein Verſprechen, und fuhr mit ſichtbarer Unruhe im Leſen fort:

„Mein Charakter war für jedermann ein Räthſel, ſelbſt für meine gute, und zärtliche Mutter, welche ihn lange Zeit

ſtudirte, um mich glücklich zu machen, und nicht zu ihrem Zwecke gelangte. Von Natur lebhaft und fröhlich, aber voll zarter Empfindung, war meine Kindheit ſtill und ruhig, weil dieſe lebhafte Empfindſamkeit ſich noch nicht entwickelt hatte. Als noch die heitere Hoffnung künftiger Glückſeligkeit den Morgen meines Lebens verſchönerte, erblickte ich alle Gegenſtände in jener magiſchen Beleuchtung, womit der Morgen eines ſchönen Tages beym Erwachen der Natur die lachenden Gefilde ſchmückt. Jeder Tag und jedes Jahr verdunkelten immer mehr und mehr dieſes holde Licht, und ich hatte meine Laufbahn kaum angetreten, als ich auch ſchon ermüdet und verdrüßlich den Muth verlor, ſie zu vollenden."

„Wenn ich in mein Herz blickte, ſo glaubte ich an Liebe. In der Wirklichkeit fand ich aber nur ihren Schatten. Durch die Außenſeite verführt, glaubte ich an die Freundſchaft der Weiber. Ich gab die meinige. Meine Liebe war aufrichtig, aber

ich wurde grauſam betrogen. Huldigungen empfing ich ſtatt Liebe, welche mich leicht hätten bethören können. Die Eitelkeit trieb bloß ihr Spiel mit dieſen ſeelenloſen Schmeicheleyen; und die meinige durch andere Grundſätze geleitet, klärte mich auf über die Bewegungsgründe und den Zweck dieſes Betrugs, und indem ſie mir meine ſüße Täuſchung raubte, diente ſie mir zugleich zum Schutz.“

„Das was man in der Welt Vergnügen nennt, was der Abgott der Menge iſt, iſt ein ſehr unbedeutendes Ding vor dem freyen Blicke des ruhigen Beobachters, welcher hier den Reitz der innigen, theilnehmenden Liebe vermißt, welche jede Freude adelt. Gott! was iſt ein Ball, eine Aſſemblee, ein Soupee, wo alles ſo gleichgültig iſt, wo man nichts wünſcht, und nichts erwartet, wo kein Blick Unruhe oder Freude in die Seele bringt, wo man der Reihe nach der Gegenſtand des Tadels, oder eines trügeriſchen Lobes iſt? — In dieſem Taumel ſehe ich nichts als Langeweile und ermüdenden Zwang.

Nicht mehr hinzugehen, ſchien mir eine Sonderbarkeit zu ſeyn; und meine Laune und mein trauriges Nachdenken mit dahin zu nehmen — dieß gab mir ein ſo ängſtliches und langweiliges Anſehen, daß es jedermann auffallen mußte. Meine Mutter, die für meine Geſundheit beſorgt war, und durch ewiges Fragen und höhniſche Bemerkungen gequält wurde, machte mir ſanfte Vorwürfe darüber, und bat mich dringend, ihr meine Leiden anzuvertrauen. Leiden! — — ſagte ich, ich habe keine, Ich lebe ohne innere Beſchäftigung, ohne Wünſche, ohne Geheimniſſe; die Welt misfällt mir und macht mir Langeweile — das iſt Alles!" —

„Einige Geſchäfte riefen die Frau von Helcy nach Paris. Ich bezeugte darüber meine Freude, und dies beſtimmte ſie, ihre Abreiſe zu beſchleunigen. Die erſte Zeit meines Aufenthaltes daſelbſt war angenehm. Tauſend neue Gegenſtände zerſtreuten meine Ideen; und ſoll ich es ſagen? eine ſchwankende ungewiſſe Hoffnung leitete mich überall, ohne mich zu verlaſſen,

und gab meiner Seele Stärke, denn ſie ſchmeichelte dem geheimen Wunſche meines Herzens, und immer getäuſcht, glaubte ich doch es einſt nicht mehr zu ſeyn. Damals war es, als ich zum erſten Male von Ihnen ſprechen hörte . . . Noch nie hatte meine Mutter Ihren Namen vor mir ausgeſprochen; hatte ſie etwa den Eindruck gefürchtet und vorausgeſehen, den Sie auf mich machen mußten? Der traurige Vorfall, der Sie aus unſerm Vaterlande vertrieb, war zu neu, zu ſonderbar in den Augen leichtſinniger Menſchen, als daß man ihn nicht immer hätte erwähnen ſollen, wenn man von Ihnen ſprach. Ich hörte es oft mit an, ohne etwas davon zu begreifen. Man ſpottete über Sie, lachte über die überſpannte Empfindſamkeit; perſiflirte den ſeltſamen romantiſchen Geiſt, der nicht einmal eine Untreue habe ertragen können, lieber geſchwiegen und ſich entfernt habe, ſtatt das reitzende Vergnügen der Rache an ſeiner Ungetreuen zu genießen. Dieſe Thorheit, die mein Herz rechtfertigte, war der erſte

Zug, welcher mich zu ihnen hinzog. Das Lob meiner Mutter und aller edlen Menſchen von ihrer Bekanntſchaft, vermehrten ſeine Stärke. Ich liebe Sie, ohne Sie zu kennen. Sie waren das meinem Herzen unausſprechlich theure Ideal, auf welches ſich alle meine Gedanken bezogen. Jetzt hatte ich gefunden, was ich ſuchte; ich war zufrieden, ohne glücklich zu ſeyn. Ich ſehnte mich zurück in die Einſamkeit und Zurückgezogenheit von der Welt, weil mich hier nichts in meinem ſüßen Andenken ſtörte. Ich drang in meine Mutter, aufs Land zurückzugehen, um mehr mir ſelbſt, das heißt: Ihnen nahe zu ſeyn. Als man mir Ihre Rückkehr meldete, mit welcher Sehnſucht und Ungeduld erwartete ich den Augenblick des Wiederſehens! Er kam, ohne daß ich's vermuthet hatte, und ich fand in Ihnen alle die Vollkommenheiten, womit meine Einbildungskraft Sie ausgeſtattet hatte. Das war der Ton der Stimme, den ich gewünſcht hatte, dieß der Blick, der vor meiner Seele ſchwebte, dieß der Geiſt, der mich verführen konn=

te... Aber ach! ich fand in dem liebenswürdigen Linvillen, nicht die ſüße Unruhe, mit welcher ich mir geſchmeichelt hatte. Er ſchien mich kaum zu bemerken, ſprach gar nicht mit mir; dieß machte mich eben ſo traurig, als wenn er ſchon längſt meine Liebe erwiedert und jetzt aufgehört hätte, mich zu verſtehen. Wie bedauerte ich es jetzt, daß ich nicht jene anziehende Schönheit beſaß, welche beym erſten Anblicke feſſelt, nicht jenen Geiſt und glänzenden Reitz, der unwiderſtehlich Liebe erweckt."

„Seit dieſem glücklichen und traurigen Tage wurde ich unglücklich, ſehr unglücklich; ich war unzufrieden mit Ihnen, mit mir ſelbſt, mit der ganzen Welt. Ich kannte den Gegenſtand meiner Zärtlichkeit und fühlte nur die Schmerzen der Liebe. Die ſeltſamſten Ideen und die wunderlichſten Pläne beſchäftigten mich. Wenn ich oft nach langen, und ermüdenden Träumereyen wieder zu mir ſelbſt kam, ſo erſtaunte ich, und ärgerte mich meinen Verſtand noch zu beſitzen, und wünſch-

te hundert Mal ihn verloren zu haben, ja ihn auf immer verlieren zu können.“

„So war meine Lage, als N i n a, welche Sie ſo lobten, mir auf einmal über Alles Licht gab. Der ſeltſamſte Plan wurde nunmehr erwählt und ausgeführt, ehe ich ihn berechnet hatte; ich ſahe nur den Preis deſſelben, gegen alles übrige war ich blind. Die Vorſtellungen der Welt, der Schmerz meiner zärtlichen Mutter, die Ungewißheit des Ausgangs, nichts hielt mich ab. Linvillen zu gefallen, von ihm geliebt zu ſeyn! . . . konnte ich dieſes Glück zu theuer erkaufen?“

„Der lebhafte Eindruck, welchen Nina auf die meiſten jungen Leute gemacht hatte, und die traurigen Folgen davon, welche ſich mit oder ohne Grund öffentlich verbreitet hatten, ſchienen mir hinlängliche Urſachen zu ſeyn, der Rolle, welche ich ſpielen wollte, einen Anſtrich von Wahrheit zu geben. Auf dieſe Art konnten die tiefe Melancholie, der ich ſeit einiger Zeit mich überlaſſen hatte, und die Unſtätigkeit meiner Laune als Vorboten einer Krank=

heit angeſehen werden, welche die Vorſtellung der Nina bloß entwickelt hatte.“

„Sie wiſſen das Uebrige. O! daß ich Ihnen die Empfindung nicht mahlen kann, die mich in dem Augenblicke meiner Abreiſe nach Helcy ergriff, als ihr Blick auf meinem Auge haftete, und jene zärtliche Theilnahme verrieth, welche Mitleid allein nicht giebt, ſondern Liebe nur erweckt. Im erſten Augenblicke der freudigen Ueberraſchung war ich im Begriff alles zu geſtehen; aber ich hätte auch zugleich die Frucht meiner Mühe verloren. Ich mußte die Zeit erwarten.“

„Bey Ihrer Ankunft bey meiner Mutter fanden Sie mich noch in dem nämlichen Zuſtande. Die Krankheit hatte keine Fortſchritte gemacht, ſich aber auch nicht vermindert. Ich ſelbſt leitete ihre Wirkungen, und erhielt ſie immer auf dem nämlichen Punkte. Ich glaubte in ihrem Betragen gegen mich ein Intereſſe zu bemerken, welches Sie ſich zum Vorwurf zu machen ſchienen, und deſſen Grund Sie ſich ſelbſt verhehlten. Oft, wenn

Sie die unglückliche Fanny beſuchten, ſchien es, als ob es Ihnen da gefiele, ihr Blick verrieth Zärtlichkeit. Das war genug meiner Hoffnung zu ſchmeicheln, aber nicht genug mir Gewißheit zu geben. Manchmal wollte ich, belebt von der ſüßeſten Hoffnung, mich entdecken. Ich machte den Plan dazu, beſtimmte den Tag, die Stunde, den Augenblick. Er kam, und ich ließ ihn ungenützt verſtreichen. Wenn ich den Mund öffnen wollte, bemerkte ich nichts als Ungewißheit, fürchterliche Zweifel und das unglückliche Schickſal, welches alles zu vernichten drohete, was mich an das Leben feſſelte.“

„Dieſe quälende Unentſchloſſenheit würde noch fortdauern, wenn ich ſie nicht mit Gewalt unterdrückt hätte, aus Furcht, Sie auf immer von mir getrennt zu ſehen. Aber unvermögend mich ſelbſt mündlich zu erklären, wollte ich es ſchriftlich thun. Sie haben meine Liebe geſehen, hören Sie nun den Entſchluß, den ſie in mir erzeugt hat:

„Wenn die unglückliche Fanny der Hoffnung entſagen muß, von Ihnen geliebt zu ſeyn, wenn Ihr Herz ſich immer noch mit dem Schmerze, Zena verloren zu haben, und dem Wunſche, Sie wieder zu beſitzen, beſchäftiget; wenn ich mich in den ungewiſſen Zeichen Ihrer Theilnahme geirrt haben ſollte, ſo geben Sie mir dieß unglückliche und unnütze Papier zurück. Beobachten Sie über meine Verirrung ein heiliges Stillſchweigen. Die Ehre verbindet Sie dazu. Vergeſſen Sie Fanny. Für ſie iſt alles aus. Liebe, die ihre Verirrung erzeugte, konnte ſie allein der Vernunft, dem Glücke und der Geſellſchaft wiedergeben. Wenn ſie ihr entſagen muß, entſagt ſie auch allen übrigen; in dieſer Einſamkeit wird ſie ihr Grab finden, hoffnungsloſe Liebe wird ſie bald dahinunter ſteigen laſſen. Mein Charakter und ſeine natürliche Feſtigkeit, die Uebereinſtimmung in meinen Entwürfen muß Sie überzeugen, daß mein Entſchluß unabänderlich iſt, und daß es umſonſt iſt, mich davon abzubringen. Aber wenn Linville

nicht bloß von Mitleid durchdrungen wurde, wenn er unter dieſem Schleyer Gefühle verbarg, deren Enthüllung mit Entzükken vernommen werden wird; wenn ihm Fanny theurer iſt, wenn er ſie ſo, wie ſie ihn liebt, ſo iſt ein Blick hinreichend, ſie zu unterrichten, und ihr alle ihre Leiden und ihren Kummer vergeſſen zu machen.“

Linville ſahe Fanny an mit Augen voll Thränen und ſanfter Liebe. Ihr ſchönes Auge ruhte auf dem ſeinigen. Ihre verwirrten Blicke verriethen ihre Herzen. Sie verſtanden ſich ohne ein Wort geſprochen zu haben. Die Frau von Helcy wurde gerufen und davon unterrichtet. Linville reiſzte nicht ab. Sie wurden verbunden, und blieben in Helcy. Oft beſuchten ſie nun das einſame Zimmer, wo die glückliche Enthüllung erfolgt war. Allemal ſahen ſie es mit Freuden wieder. Sie waren durch einander glücklich, und glaubten ihr Glück nicht zu theuer erkauft zu haben.

K. L. M. Müller.

VI.

Warum
iſt der ſchöne Geiſt
gewöhnlich
zum Geſchäftsmanne
untüchtig?

I.

Die Meinung, daß ſchöne Geiſter äu-
ßerſt ſelten zu guten Geſchäftsmännern taugen, iſt gegenwärtig ſo herrſchend geworden, daß junge Männer, welche ihr Glück in Staatsämtern zu machen ſuchen, ſehr wohl thun, wenn ſie die Talente, die ihnen die Natur für die ſchönen Künſte und überhaupt für die angenehmen Beſchäftigungen der Einbildungskraft geſchenkt hat, mit feiner Vorſicht zu verbergen ſuchen. Für viele Miniſter bedarf es, um das Anſuchen mancher Candidaten um eine Stelle, welche eine feſte, ausdauernde Thätigkeit erfordert, zurückzuweiſen, nichts weiter, als daß ſie dieſelben für Belletriſten halten.

Und nicht bloß die ausübenden ſchönen Geiſter ſtehen in dem Rufe der Untauglichkeit für das Geſchäftleben, ſondern auch die bloßen Liebhaber der Künſte, deren herrſchende Neigung auf die geſchmackvolle Betrachtung und den Genuß ſchöner Werke geht, ja bey vielen alle diejenigen, welche einen feurigen erfinderiſchen und bilderreichen Geiſt beſitzen (les personnes d'esprit). Die Genies finden aber auch ihre Vertheidiger, welche nicht unrichtige Gründe anführen, um zu beweiſen, daß die Talente eines ſchönen Geiſtes ſich ſehr gut mit den Erforderniſſen zu dem handelnden Leben vereinigen laſſen. Sie berufen ſich dabey auf die Beyſpiele großer Redner und Dichter, welche zugleich weiſe Regenten und einſichtsvolle Staatsmänner waren. Indeſſen iſt ihre Stimme nicht ſtark genug, um durchzudringen; der ſchöne Geiſt hat allezeit das Vorurtheil gegen ſich, wenn er ſich an die Reihe der Geſchäftsmänner anſchließen will; ſelbſt kleine Köpfe unter dieſen entblöden ſich, ihn mit verächtlichen Blicken anzuſehen,

und ihm den wohlgemeinten Rath zu ge=
ben, ſein Glück in einer andern Region
zu ſuchen. Wären es bloß dieſe kleinen
Köpfe, welche das Verbannungsurtheil
aus der Sphäre des Geſchäftlebens über
den ſchönen Geiſt ſprechen, ſo dürfte man
mit Grund voraus ſetzen, daß ihr Unver=
ſtand und ihre Talentloſigkeit ſie zu fal=
ſchen Urtheilen verleite, oder daß ſie aus
Neid Perſonen, welche Gaben beſitzen,
die ihnen ganz verſagt ſind, andere ab=
ſprechen, durch welche ſie ſich ſelbſt aus=
zuzeichnen glauben. Allein auch Män=
ner, die als Staatsbediente auf erhabe=
nen Poſten durch ihre Einſichten, ihre
Thätigkeit und Verdienſte glänzen, welche
ſelbſt nichts weniger, als Verächter der
ſchönen Kunſt und der Bildung des Ge=
ſchmacks ſind, auch ſolche entſcheiden ge=
gen die ſchönen Geiſter, und ſetzen den
Beyſpielen, welche ihre Vertheidiger an=
führen, eine ungleich größere Anzahl von
Männern entgegen, denen zwar Einbil=
dungskraft, Dichtung, Witz und Ge=
ſchmack zu Gebote ſtanden, aber beynahe

alle Entwürfe, die ſie als Geſchäftsmänner ausführen wollten, und alle Maßregeln, die ſie als ſolche nahmen, mißlangen. Es würde in der That eine beſchämungswerthe Vermeſſenheit ſeyn, wenn man das Urtheil ſo kompetenter Richter in Verdacht der Parteylichkeit nehmen, oder den Grund davon in Kurzſichtigkeit und Mangel an Kenntniß der Kräfte des Genies ſuchen wollte. Es ſpringt in die Augen, daß dieſe Männer nicht etwa behaupten, es ſey ſchlechterdings unmöglich, ſchöner Geiſt und zugleich ein gewandter, ſcharfſinniger, in Entwürfen und Ausführung der Entwürfe glücklicher Geſchäftsmann zu ſeyn; ihre Meinung geht dahin, daß Genies, welche beydes in ſich vereinigen, ſo ſeltene Erſcheinungen ſind, daß ihre äußerſt geringe Anzahl ſich gegen die große Menge ſchöner Geiſter, welche zur Führung von Geſchäften untauglich ſind, ganz verliert. Und dieß dürfte wohl durch Betrachtung einiger Züge, welche die allermeiſten derſelben charakteriſiren, klar genug einleuchten.

Diejenigen Menſchen, welche man mit dem Namen der ſchönen Geiſter belegt, ermangeln zweyer Eigenſchaften, welche zu einem geſchickten und gewandten Geſchäftsmanne erfordert werden: Energie und ein freyer unbefangener Scharfblick des Verſtandes. Sie beſitzen keine Energie; denn anhaltende Arbeit wird ihnen widrig, ſie ſind keiner ernſten Aufmerkſamkeit bey ihren Handlungen fähig, ſey es nun, daß das Feuer ihres Geiſtes ſie verhindert, dieſe Kraft in ihrer Gewalt zu haben, oder daß ſie aus ganz mißverſtandener Delicateſſe es zu klein für ſich halten, ſie mit jener Strenge auf Gegenſtände zu fixiren, ohne welche keine vollkommen richtige Anſicht und kein Gelingen einer That möglich iſt. Es fehlt ihnen ein freyer und unbefangener Scharfblick des Verſtandes, oder, wenn ſie auch Fähigkeit dazu beſitzen, ſo ſind ſie doch beynahe ganz unvermögend, Gebrauch davon zu machen; voreilig und ungeduldig, wie ſie gewöhnlich ſind, urtheilen ſie ohne Prü-

ſung und entſcheiden ohne Reflexion. Gewohnt über alles leicht hin zu fahren und in keinen Gegenſtand tiefer einzudringen, faſſen ſie Vorurtheile, und ſehen alles durch die Brille derſelben ſchief. Auf dieſe Weiſe ſind ihnen zwey Fehler eigen, die den weſentlichſten Vollkommenheiten, die ein Staatsmann beſitzen muß, ſchlechterdings entgegen geſetzt ſind, nämlich: Unfähigkeit einer ernſten und feſten Verwendung ſeiner Denkkraft auf den Gegenſtand eines auszuführenden Geſchäftes, und ſklaviſche Abhängigkeit von Vorurtheilen.

II.

Die natürlichen Eigenſchaften jener einfältigen Menſchen, welche die Deutſchen überaus paſſend Pinſel nennen, ſind zwar den Anlagen eines ſchönen Geiſtes ſehr entgegen geſetzt, allein die Unfähigkeit in Geſchäften geſchickt zu handeln, folgt aus jenen nicht minder, als aus dieſen. Iſt der ſchöne Geiſt zu flatter=

haft, ſo iſt der Pinſel zu träg; fehlt jener durch ſeine zü große Lebhaftigkeit, ſo fehlt dieſer durch ſeine weichliche Schlaff=heit; jener übereilt ſich, dieſer kommt gar nicht vom Flecke, kein Wunder, daß beyde von der Laufbahn abtreten, ohne ihre Zwecke erreicht zu haben.

Der Pinſel iſt immer furchtſam und ſchüchtern, er hat keinen Muth zu irgend einer Unternehmung oder That, er gleicht einem Wanderer, der ſich auf Wegen, die ihm ganz unbekannt ſind, befindet, und den alles in Unruhe ſetzt, weil ihm alle Zurechtweiſung fehlt, und er ſich auf nichts verlaſſen kann; Ruhe iſt ihm lieber als Arbeit. Zwey Fehler ſind es alſo, die ihn zum Geſchäftsmanne untauglich ma=chen: Trägheit und Mißtrauen gegen ſich ſelbſt.

Es giebt keinen Gegenſtand, welcher nicht verſchiedene Anſichten darböte, und von mehrern Seiten betrachtet werden könnte. Man muß alſo ſeine Aufmerk=ſamkeit auf ſie alle richten, und den Ge=genſtand in jeder Beziehung prüfen, um

ein richtiges Urtheil darüber zu fällen. Der Geſchäftsmann kann in keiner Lage und keinem Verhältniſſe irgend einen Plan glücklich ausführen, wenn er die Fähigkeit eines ſo allſeitigen Nachdenkens über die Gegenſtände nicht beſitzt. Das Genie ſo wohl als der Pinſel, beyde überheben ſich entweder einer Thätigkeit des Verſtandes, welche ſo viel Ausdauer und Anſtrengung erfordert, oder wenn ſie ſich ja dazu bequemen, ſo geſchieht es auf eine ganz verkehrte Weiſe. Nur der Mann von ſcharfſehendem, tief eindringendem und geſetztem Geiſte, welcher von den natürlichen Gebrechen des ſchönen Geiſtes eben ſo frey iſt, als von den Fehlern des Pinſels, er nur iſt jener Ausbreitung der Denkkraft auf alle wichtigere Seiten der Gegenſtände fähig. Das ihm eigene Talent der Penetration iſt ſeiner Natur nach mit Energie und Ausdauer im Denken verbunden, und die Bedächtigkeit, mit welcher er unterſucht, ſichert ihm die Freyheit ſeines Verſtandes und ſeinen unbefangenen Forſchungsgeiſt. Er iſt keiner Uebereilung fä-

hig, und nichts vermag ſeine Wachſamkeit einzuſchläfern, ſeine Unternehmungen ſind wohl erwogen, und auf ſeine Kräfte und die ihm zu Gebote ſtehenden Mittel berechnet, er dreht die Gegenſtände nach allen ihren Seiten zu, und betrachtet ſie in allen ihren Theilen. Er beſitzt ſonach diejenigen Talente, welche zu den weſentlichſten eines großen Geſchäftsmannes gehören: die Gabe der feſten und dauernden Richtung ſeiner Denkkraft auf Gegenſtände, und die Gabe der Schärfe der Beurtheilung. Jene iſt die Wirkung der Energie, dieſe die Wirkung der Freyheit ſeines Geiſtes, welches gleichſam die allgemeinen Vollkommenheiten ſind, aus denen alle andere entſpringen, die vereinigt ſeinen Werth und ſein Verdienſt beſtimmen.

Indeſſen bilden dieſe Vollkommenheiten einen Charakter, welcher dem eines Genies ſo entgegen ſteht, daß die Vereinigung beyder in einer und derſelben Perſon beynahe unmöglich iſt. Ueber jeden

Gegenſtand nachläſſig und oberflächlich ſchwatzen, iſt ganz etwas anders als tief eindringen, und wer bey Berathſchlagungen Witz und Feinheit zeigt, iſt nicht zugleich auch fähig ein Geſchäft glücklich auszuführen. Das Talent, geſchmackvoll und angenehm zu ſprechen, iſt ganz verſchieden von dem Talente, ſcharf zu denken, und die natürlichen Anlagen zu jenem ſetzen eher den, der ſie beſitzt, in Hinſicht dieſes zurück. Feine und ſchnell bewegliche Säfte, Feuer und Wärme der Lebensgeiſter nähren die Talente des ſchönen Geiſtes, kaltes Blut, ein Grad von Phlegma, und ein regelmäßiger Umlauf der Lebensgeiſter die Talente des verſtändigen und geſetzten Mannes. Er iſt hellſehend in der Entwerfung ſeiner Plane, ſtandhaft in den Entſchlüſſen, die er faßt, und feſt in ſeinen Unternehmungen, er überdenkt in jedem Falle alle Maßregeln, welche er ergreifen kann, und iſt um ſo bedächtiger in der Wahl derſelben. Der ſchöne Geiſt hingegen iſt beſchränkt in den Anſichten, die er faßt, blind eingenom-

men für ſeine Plane, übereilt in ſeinen Entſchlüſſen, und ſchwach in der Ausführung derſelben. Welche Verſchiedenheiten! Der ſchöne Geiſt hat eine ſchimmernde Außenſeite, der verſtändige geſetzte Mann Gewicht. Jener kann durch ſeinen Witz und die Spiele ſeiner Einbildungskraft vergnügen, dieſer iſt durch ſeine Solidität der Menſchheit und der Geſellſchaft nützlich.

III.

Es wäre ganz überflüſſig, für die Wahrheit dieſer Verſchiedenheiten einen Beweis führen zu wollen, da alle Erfahrung für ſie ſpricht. Man beobachte nur die Menſchen im geſelligen Umgange. Wie viele Perſonen giebt es, die bey einem leichten Converſationsgeſpräche in Verwirrung gerathen, den Faden verlieren, und ſich vor Angſt nicht heraus finden können, und die dennoch mit vieler Gewandtheit und Geſchicklichkeit ein verwickeltes Geſchäft in das Reine bringen. Man hört von ihnen keine Bons Mots, keine arti=

gen Einfälle, aber man ſieht, daß ihnen alle Unternehmungen gelingen. Sie ſind keine angenehmen Geſellſchafter, allein, wenn ſie ſprechen, hört man nur geſunde und reife Urtheile, in vielen ſchwierigen Lagen kann man ihres Rathes nicht entbehren. Sie ſind ganz das Widerſpiel von jenen offenen und witzigen Köpfen, die in der geſellſchaftlichen Unterhaltung glänzen, und ſich bey jedem Geſchäfte linkiſch benehmen. Bey allem Feuer und aller Entſchloſſenheit, die ſie beſitzen, kommen ſie nie zum Zwecke.

Wir wollen nichts verläugnen, und die Sache noch weiter verfolgen. Sind es etwa die Talente des ſchönen Geiſtes, denen man die weiſe Führung der Staatsangelegenheiten verdankt? Was ſtützt die Schwere derſelben, eine lebhafte Einbildungskraft, oder nicht vielmehr ein ſcharf treffender Verſtand? Was entſcheidet das Verdienſt eines großen Staatsmannes, etwa ein leichter Witz und ein überzarter Geſchmack? Oder nicht vielmehr ein allüberſehender Blick und Solidität des Gei-

ſtes? Verzeihen mir die ſchönen Geiſter; zu dieſem hohen Range können ſie ſich nie erheben.

Unter gewiſſen Völkern ſind dieſe ſchönen Anlagen, auf welchen die geſchickte und glückliche Führung der Staatsgeſchäfte beruht, und wodurch die Ruhe der Partikuliers geſichert wird, national. Es giebt Länder, deren Eingeborne kaltblütig und bedächtig ſind, allein ſie ſind um ſo hellſehender und verſtändiger. Die Natur ſcheint ſie abſichtlich gröber gebildet, und ſie für die Geſchliffenheit des Geiſtes, welche ſie ihnen verſagte, durch Solidität im Urtheilen und Handeln entſchädigt zu haben. Sie denken über keinen Gegenſtand mit Feinheit, aber ihr Räſonnement iſt durchaus wahr und treffend. Weit entfernt durch eidlen Schimmer Aufſehen erregen zu wollen, ſchweigen ſie lieber zur rechten Zeit, und reflektiren. Sie halten in ihrem Gange immer gleichen Schritt. Sie handeln nach Grundſätzen und mit Ordnung, ſind vorſichtig in ihren Bewegungen, innigſt unter einander

einig im Intereſſe für das allgemeine Wohl, welches jeder als ſein eigenes anſieht; Gewandtheit und Einfalt der Geſinnung, verbunden mit Klugheit, giebt ihnen wahre Größe.

Auf dieſen feſten Gründen ruht der Körper der Geſellſchaft, welche ſie bilden, ein Körper, deſſen Glieder mit ſo vieler Proportion verbunden, in ſo regelmäßige Thätigkeit geſetzt ſind, und mit ſo vieler Ordnung und Vorſicht in derſelben erhalten werden, daß jene traurigen Verwirrunden nie eintreten können, welche den Untergang der Staaten herbey führen. Der Nationalgeiſt beſeelt dieſen Körper und ſichert ihm eine beſtändige, regelmäßige, und gleichförmige Wirkſamkeit; er hat den Vorſitz in den Kollegien, ſtützt das Gewicht der Geſchäfte, und führt jede wohlentworfene Unternehmung mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit aus.

Wenn indeſſen auch die Natur gewiſſe Nationen vorzugsweiſe mit dieſen Talenten begabt hat, ſo hat ſie dieſelben dennoch den übrigen nicht ganz verſagt. Ge-

wiß finden ſich unter jeder einzelne Menſchen, welche ſie beſitzen. Es giebt Fehler, welche wir mit auf die Welt bringen, Fehler, welche von der Landesbeſchaffenheit und dem Klima herrühren, andere, welche wir ſelbſt annehmen. Eben ſo giebt es auch natürliche und erworbene gute Eigenſchaften, und ſo wie man im Allgemeinen annehmen kann, daß es keine gute Eigenſchaft giebt, welche die Menſchen nicht zuweilen verlieren könnten, ſo iſt es auch gewiß, daß jeder Fehler früher oder ſpäter gehoben werden kann.

Erziehung, der Umgang mit edlen und ehrliebenden Menſchen, Weltkenntniß, Situationen, in welche uns Angelegenheiten und Geſchäfte verſetzen, ein reiferes Alter, und die damit verknüpfte ſchärfere Achtſamkeit auf die Stimme der Vernunft, alles dieſes kann große Veränderungen im Geiſte eines Menſchen hervor bringen, wo er ſich auch befinde, und zu welchem Stande er immer gehöre, denn die Vernunft iſt in allen Ständen und unter allen Nationen einheimiſch; und wenn es glücklichere Kli-

nias und Temperamente giebt, welche ihre Entwickelung und Herrſchaft ganz beſonders begünſtigen, ſo iſt auch keines ſo unſelig, daß die Hinderniſſe nicht zu überwinden wären, welche es der Vervollkommnung des Menſchen entgegen ſetzt.

Beſteht jemand darauf, daß es ſolche unüberwindliche Hinderniſſe gebe, ſo komme ich ihm mit der Erklärung zuvor; daß man mit Grunde ihrer zwey annehmen kann, nämlich Dummheit und Schöngeiſtigkeit. Die Dummheit iſt in gewiſſen Menſchen ſchlechterdings unbezwingbar. Der Verſtand des Dummen iſt, wenn ich ſo ſagen darf, ganz beſchränkt, alle Zurechtweiſung und Lehre iſt fruchtlos und jeder ſolche Pinſel iſt ſo ſchwerfällig, daß man ihn durch kein Gegengewicht heben kann.

Wenn indeſſen die Fehler eines ſchönen Geiſtes ſo in die Augen fielen, wie die eines Dummkopfs, ſo würde man ſich allgemein überzeugen, daß ſie eben ſo unüberwindlich ſind, als dieſe. Giebt es kein Mittel, den Dummen aus ſeiner Betäubung

zu wecken, ſo giebt es eben ſo gewiß auch keines, wodurch man den Flatterſinn und die Flüchtigkeit des ſchönen Geiſtes feſſeln kann. Die gewöhnliche Erziehung unterſtützt und begünſtigt ſie. Der Stolz, die natürliche Quelle dieſer Fehler, nimmt die Einbildungskraft gegen die Vernunft in Schutz, welche viel zu ſchwach und viel zu verdächtig iſt, um gehört zu werden. Die Nützlichkeit eines ſcharfen und richtigen Denkens wird weder gefühlt, noch anerkannt. Der Schöngeiſt iſt für ſeine Talente im höchſten Grade eingenommen, was kann man von ihm erwarten, wenn er noch dazu ungelehrig iſt? Und dieß iſt er. Unempfänglichkeit für alle Zurechtweiſung kann man bey den Schöngeiſtern um ſo gewiſſer voraus ſetzen, da ſie aus der Anmaßung, dieſem ihnen gleichſam angebornen Fehler, hervor geht.

IV.

Es iſt eine unter den Klugheitslehrern allgemein angenommene Maxime, daß Kraft ohne Ueberlegung ſich ſelbſt aufreibt,

und daß gelehrige Empfänglichkeit für wahrhaft gute Rathſchläge anderer, eine eben ſo lobenswerthe Eigenſchaft iſt, als die Fähigkeit ſie zu ertheilen. Kein Genie iſt ſo groß und erleuchtet, daß es nicht bey Maßregeln, die es in Geſchäften nimmt, oft Gefahr laufen ſollte, ſich zu verirren, wenn es ſich ſelbſt alles zutraut, und die Leitung jedes andern ausſchlägt.

Dieſe Gefahr kann niemand mehr treffen, als den Schöngeiſt. Keine Art Menſchen iſt unfähiger, guten Rath zu geben, keine weniger geneigt, ihn anzunehmen. Wer nicht ſelbſt mit ernſter und feſter Vernünftigkeit nachdenkt, an dem iſt alle Zurechtweiſung verloren, er ſieht das Licht gar nicht, welches man ihm geben will, wie wäre es möglich, daß er ihm folgte! Dieß läßt ſich ohne Einſchränkung auf die meiſten Schöngeiſter anwenden.

Der gewöhnliche Schöngeiſt traut ſich Kräfte und Einſichten zu, die er nicht beſitzt. Er hält es für eine verächtliche Schwäche, ſich nach den Grundſätzen und Maßregeln anderer zu richten. Derjenige

welcher guten Rath annimmt, geräth gewiſſer Maßen in Abhängigkeit von dem, welcher ihn giebt, und der Schöngeiſt, aufgeblaſen von Stolz, affektirt in allem Unabhängigkeit. Er betrachtet die beſcheidenſte Belehrung, die man ihm giebt, wie eine Tyranney, welche man ſich gegen die Freyheit ſeines Geiſtes erlaubt. Schon der Gedanke, daß andere von ihm glauben könnten, er nehme fremde Zurechtweiſung an, verurſacht ihm eine unleidliche Furcht.

Allein wie anmaßend er auch iſt, und wie ſehr er ſich auch das Anſehen eines Meiſters giebt, ſo iſt er doch im höchſten Grade unfähig, Fehler anderer treffend zu bemerken und mit guter Wirkung zu rügen. Was er ſpricht, ſpricht er mit vollem Selbſtvertrauen, er urtheilt über alles entſcheidend, er verſpricht gute oder droht üble Erfolge, ohne zu erlauben, daß man nach Gründen frage. Allein wie zudringlich er auch ſeine Meinungen ausbietet, ſo giebt ihm doch Niemand Gehör.

Die Menſchen wollen bey allem, was ſie thun, ihrem Wohlgefallen und ihrer Phantaſie überlaſſen ſeyn. Eben deshalb erfordert es nicht wenig Kunſt, ſie durch Rathſchläge zu leiten, ohne ihnen zugleich Mißvergnügen zu verurſachen. Dieß verſtehen in der That wenig Perſonen. Man findet ungleich mehrere Menſchen, welche Fehler zu vermeiden wiſſen, als Menſchen, welche andere, wenn ſie fehlen, vernünftig zurecht zu weiſen fähig wären.

V.

Eine der bedeutendſten Schwächen des Schöngeiſtes iſt die, daß er ſich ununterſucht Meinungen in den Kopf ſetzt, für die er Vorliebe gefaßt hat. Ein lebhaftes und verworrenes Gefühl, erzeugt durch ſein kochendes Blut, und ſeine reizbaren unruhigen Lebensgeiſter, erfüllt ihn mit der thöricht ſtolzen Einbildung, als ob ſeiner Einſicht nichts entgehen könne. Muß er ſich geſtehen, daß er etwas nicht weiß, ſo beruhigt er ſich durch den Gedanken,

kein menſchlicher Verſtand könne weiter gehen, er befinde ſich an den Grenzen möglicher Erkenntniß; kann er nicht läugnen, daß er ſich geirrt hat, ſo bildet er ſich ein, jeder Andere würde ſich in demſelben Falle auch geirrt haben. Wenn ſeine Einbildungskraft in einem weiten Felde ihr feuriges Spiel treibt, ſo ſchmeichelt er ſich einer überaus ſtarken Kraft und eines ausgebreiteten Blicks ſeines Verſtandes, er ſtützt ſich ganz auf ſeine Vorurtheile, die ihn verführen und in Verwirrung ſetzen. Vorurtheile ſind die wahre Klippe der Schöngeiſter, eine Klippe, die durch eine unzählige Menge von Schiffbrüchen berühmt geworden iſt.

Hier liegt der Grund aller ihrer Verirrungen, ſo wohl in den Wiſſenſchaften, als in den Geſchäften, denen ſie ſich unterziehen, daher ſo manches unbegreiflich ſeltſame Verfahren, ſo viele ganz falſch eingeleitete Unternehmungen, ſo viele Fehltritte, ſo viel windige Plane, ſo viel ſchlechte Erfolge. Wie mögen ſich aber nur ſolche Thoren einbilden, daß ſie mit ihrem beſchränkten Verſtande viel befaſſen kön-

ten, wie es wagen, bey ſo weniger Einſicht ihrem eigenen Kopfe zu folgen. Bilden ſie ſich etwa ein, Penetration und Einſicht ſeyn dem menſchlichen Verſtande von Natur ſo eigen, daß man ihn nur ſeinen Gang gehen laſſen dürfe, um zum Beſitze der Wahrheit zu gelangen? Der Geiſt ſchwächt ſich eben ſo wohl als der Körper, beyde bedürfen der Nahrung, man muß ihnen Mittel darbieten, wodurch die Kräfte, welche ſie beſitzen, geſtärkt und ihnen diejenigen, deren ſie noch bedürfen, ertheilt werden. Unſer Verſtand gewinnt in dem Verhältniſſe an Größe, als wir ihn ſelbſt ausbreiten und erheben, er ſchrumpft zuſammen, wenn wir ihn ſelbſt einengen und beſchränken. Sein Blick erweitert ſich und wird immer erleuchteter, wenn man von der Freyheit ſeines Geiſtes und von ſeinen Einſichten einen guten Gebrauch macht; im Gegentheile wird er um deſto matter und kurzſichtiger, je mehr wir uns durch blinde Vorliebe zu gewiſſen Meinungen und feſtgeſetzte Vorurtheile beherrſchen laſſen. Vorurtheile machen

uns unfähig zu aller freyen Unterſuchung und dieſe Unfähigkeit läßt die Vorurtheile immer tiefer und feſter einwurzeln. Durch ihre Zuſammenwirkung muß der Verſtand gänzlich erkranken. Mangel an freyem Unterſuchungsgeiſte verurſacht, daß man über alles oberflächlich urtheilt und à la cavalière entſcheidet. Dieß wird endlich zur andern Natur, man vermag es nicht mehr ſeine Kräfte mit Unbefangenheit und ernſtem Eifer auf Gegenſtände des Denkens zu concentriren, und glaubt ſich auch dieſer Mühe überheben zu dürfen, indem man alle Unterſuchungen abgeſchloſſen hat, und in ſeinen vorgefaßten Meinungen einen Schatz von Weisheit zu beſitzen glaubt. Es iſt alſo kein Wunder, daß diejenigen Menſchen, welche es nicht vermögen, frey, ſcharf und ausdauernd nachzudenken, und ſich mit blinder Obſtination Vorurtheilen hingeben, beſchränkte Schwachköpfe ſind.

Wenn gedankenloſe Abhängigkeit von vorgefaßten Meinungen ein ſo gefährliches Gebrechen des menſchlichen Geiſtes

iſt, welch unſchätzbares Gut iſt Freyheit im Denken, die allein vor jener unwürdigen Sklaverey bewahren kann, und in welchem traurigen Zuſtande müſſen ſich Köpfe befinden, welche dieſer Freyheit ermangeln. Dem Schöngeiſte iſt ſie ganz verſagt, denn ſo wie ſich mit der ihm eigenen Zerſtreuung keine Energie verträgt, ſo macht ſeine Uebereiltheit und Unbeſonnenheit alle freye Erforſchung der Wahrheit für ihn unmöglich.

Wer die Erforderniſſe zu einem Geſchäftsmanne in ihrem ganzen Umfange und mit Schärfe faßt, muß zugeſtehen, daß der Sklav von Vorurtheilen für die Funktionen deſſelben ganz verdorben iſt, und daß man alſo von Schöngeiſtern, welche in der Regel alle ſolche Feſſeln tragen, eine geſchickte Führung von Geſchäften nicht erwarten kann.

Gewöhnlich glaubt man, Befangenheit des Verſtandes und Mangel an freyem Forſchungsgeiſte ſey bloß auf üble Eigenſchaften der Erkenntnißkräfte gegründet. Allein Fehler und Verirrungen des Herzens tragen auch dazu bey. Geſtände man

alſo auch dem Schöngeiſte einige Penetration und Einſicht zu, (denn oft ſcheint er ihrer nur deshalb ganz zu ermangeln, weil es ihm an Aufmerkſamkeit fehlt) ſo wäre damit ſeine Sache immer noch nicht gerettet. Das Herz legt oft guten Wirkungen des Verſtandes Hinderniſſe entgegen.

Zuweilen ſteigt aus dem Herzen gleichſam ein dicker Dunſt empor, welcher das reinſte Licht verdunkelt; man fühlt Bewegungen, durch welche der Verſtand aus den richtigſten Wegen des Denkens gedrängt wird. Man kann alſo leicht ermeſſen, daß ein Herz welches irgend eine wilde Leidenſchaft unterjocht hat, eben ſo vom Ziele der Wahrheit abgleitet, als die betrügeriſchen Schimmer einer regelloſen Einbildungskraft Verirrungen verurſachen.

Unſer Verſtand iſt Irrthümern und Täuſchungen ausgeſetzt, das Herz beſitzt ſeine Leidenſchaften und Schwächen. Wenn nun Verſtand und Herz die beyden Führer ſind, welche uns in unſern Handlungen leiten, ſo iſt es unläugbar, daß ein

gutes Herz uns nicht weniger nothwendig iſt, als ein guter Verſtand.

Es muß jedermann in die Augen fallen, zu welchem Reſultate in Beziehung auf den Geſchäftsmann dieſe Wahrheit hinführt. Sein Poſten ſey hoch oder niedrig, Verſtand allein vollendet ſeinen Werth noch nicht, er muß zugleich auch reine moraliſche Grundſätze und Stärke des Willens in der Befolgung derſelben beſitzen. Oder kann es irgend einem Kenner der Geſchichte fremd ſeyn, welche Abſcheulichkeiten die Verderbniß des menſchlichen Herzens und die Ausſchweifungen der Leidenſchaften im Gebiete der Politik angerichtet haben, wie übel berathen ſo viele Staaten geweſen ſind, deren Ruder Männer führten, welche bey einem großen Verſtande einen ſelbſüchtigen und boshaften Charakter beſaßen, Männer, deren Scharfſinn und Unternehmungsgeiſt Verderben über die Nationen verbreitete, weil er von ſchändlichen Maximen der Ehrſucht, der Rache, der Wolluſt, und anderer Leidenſchaften geleitet war.

Die Eigenſchaften des Verſtandes ſtehen mit denen des Herzens in ſo nahen Verhältniſſen, daß man in gewiſſen Rückſichten mit vieler Wahrſcheinlichkeit von den einen auf die andern ſchließen kann. Ein verdorbener Verſtand iſt von Verderbniß des Herzens begleitet. Siegt die Einbildungskraft über den Verſtand, ſo überwältigt die Leidenſchaft bald genug das Herz, ſie theilen ſich wechſelſeitig die guten oder böſen Stimmungen mit, welche ſie angenommen haben. Je feuriger die Einbildungskraft, um ſo ſtärker die Leidenſchaften, um ſo ſchwächer die Vernunft; je unumſchränkter die Vernunft herrſcht, und die Einbildungskraft im Zaume hält, um ſo gemäßigter ſind die Leidenſchaften, um ſo freyer der Blick des denkenden Geiſtes.

Dieß als wahr voraus geſetzt, wie es denn voraus geſetzt werden muß, kann es kaum die Frage ſeyn, welche Köpfe eines unbefangenen Forſchungsgeiſtes fähiger ſind, ob ſolche, welche ſich aus natürlicher Eitelkeit den Spielen ihrer Einbil-

dungskraft überlaſſen und dadurch in die Sklaverey der Leidenſchaften gerathen, oder ſolche, welche durch die Gewalt, die ſie über ſich ſelbſt haben, die Einbildungskraft beherrſchen, und dadurch dem Ungeſtüm der Leidenſchaften Einhalt thun; ob jene oder dieſe der Täuſchung in ihren Urtheilen über öffentliche und Privatgeſchäfte mehr unterworfen ſind. Niemand läugnet, daß die Wirkungen der Leidenſchaften und der Phantaſie den Handlungen der Vernunft und des geſunden feſſelloſen Verſtandes allezeit entgegen ſind, und eben ſo gewiß muß jederman zugeſtehen, daß feurige, vorſchnelle, ich möchte ſagen, impromtuariſche Geiſter, welche natürlich auch die heftigſten Leidenſchaften beſitzen, eben deßhalb um ſo weniger zur einſichtvollen Führung von Geſchäften geſchickt ſind, die nur ein Werk der Klugheit und eines treffenden Verſtandes ſeyn kann.

Die Leidenſchaften werden nicht allein durch die Gegenſtände an und für ſich, ſondern auch durch die Meinung, welche

man von ihnen gefaßt hat, in Feuer geſetzt. Das, was wir Güter oder Uebel nennen, iſt in der Regel nur in ſo fern gut und übel, als wir ſie in einer gewiſſen beſondern Beziehung auf uns beleuchten, daher, daß mancher Menſch ſich durch denſelben Gegenſtand unglücklich fühlt, der das Glück eines andern machen würde. Die Geſtalt, unter welcher uns die Gegenſtände erſcheinen, iſt größten Theils ein Werk unſerer Einbildungskraft, welche ſie nach ihrem Gefallen erniedrigt oder erhebt, ausbreitet oder einengt; und die meiſten Bewegungen unſerer Leidenſchaften ſind nichts als eine Folge der lebhaften Beſchäftigung der Seele mit denen dem Gehirne eingeprägten Bildern. Je mehr das Gehirn eines Menſchen mit ſolchen Bildern angefüllt iſt, um ſo mehr iſt ſeine Thätigkeit darauf gerichtet, er muß folglich reizbarer und unruhiger ſeyn als andere. Die Leidenſchaft gilt ihm für Vernunft und Einbildung für Einſicht. Sein Verſtand iſt auf dieſe Weiſe ſo ganz von Finſterniß umringt, daß er keiner Frey-

heit und Unbefangenheit im Urtheilen mehr fähig iſt.

VI.

Anders verhält es ſich mit Menſchen, welche ein minder zart organiſirtes Gehirn, minder lebhafte und flüchtige Lebensgeiſter beſitzen, und die alſo natürlich kälter und gemäßigter ſeyn müſſen. Nicht beherrſcht von einer erhitzten Einbildungskraft, genießt ihr Herz der Ruhe, und ihr Verſtand hat ſeine volle Freyheit.

Alle Leidenſchaften ſind heftig, aber ſie herrſchen doch nicht in allen Menſchen in gleichem Grade. Ein feuriger und reizbarer Geiſt kann durch die Gewalt einer Leidenſchaft hingeriſſen werden, vor welcher ſich ein ſtarker und gemäßigter Geiſt leicht zu ſichern weiß. Weniger gereizt durch die Einwirkung der Gegenſtände, und den Ueberraſchungen der Einbildungskraft weniger ausgeſetzt, bleibt er im ruhigen Gleichgewichte, und iſt eben deshalb reiferer und ſchärferer Urtheile fähig.

Kaum dürfte die Erinnerung nöthig ſeyn, daß ich die Leidenſchaften von eben der Seite betrachte, wie die Einbildungs-kraft. So wie ich nur die Ausſchweifungen der Einbildungskraft getadelt habe, ſo verdamme ich auch nur den Mißbrauch der Leidenſchaften. Der Menſch kann ſie nicht aus ſeiner Natur wegtilgen, aber er kann ſie regieren. Die Einbildungskraft hat ihre Vortheile und ihre Reize, und auch die Leidenſchaften können ſchöne und heilſame Wirkungen hervor bringen. Allein, wenn ſie ihnen ſelbſt überlaſſen werden, ſo verblenden und verwirren ſie den Geiſt auf tauſenderley Arten, alle Selbſtbeherrſchung hört auf, ſie überfliegen die Schranken, welche ihnen durch Vernunft und Natur geſetzt ſind. Die Leidenſchaften ſollen in dem Menſchen nicht Geſetzgeberinnen ſeyn, in dieſer Rolle könnten ſie nur verächtlich und ekelhaft erſcheinen, ſie ſind, wie alle übrigen Kräfte der Seele, der Vernunft untergeordnet und werden in ihrem Dienſte zu den edelſten und

der Menſchheit würdigſten Zwecken gebraucht.

Wir müſſen raſch und thätig ſeyn, um unſere Unternehmungen auszuführen, ſo wie wir bey Berathſchlagungen uns der Bedächtigkeit eines reiflichen Nachdenkens zu befleißigen haben. Am Ruhme unſerer ſchönſten Handlungen haben Verſtand und Herz gleichen Antheil. Der Verſtand leitet ſie ein und entwirft den Plan durch ſeine helle Einſicht, das Herz führt ſie mit lebhafter Entſchloſſenheit und warmem Eifer aus. Jenem gehört der Ruhm der Vorzeichnung, dieſen der Ruhm des Erfolgs.

Der Erfolg, ſagt Seneka, gehört nicht unter die Jurisdiktion des Weiſen. Wir machen Entwürfe und unternehmen, das Gelingen hängt vom Glück ab. Aber das Glück liebt Thätigkeit und raſche Ausführung; dieß beweiſen die Beyſpiele der jungen Männer, die es ſo vorzüglich begünſtiget, weil ſie mit ſchnellern Schritten zum Ziele fortſchreiten, und mehr Kühnheit als Bedächtigkeit beſitzen. Das

Herz und die Leidenſchaften müſſen alſo bey einer auszuführenden That mitwirken, man vermag ohne ſie nichts, wie viel Verſtand man auch beſitze; zuweilen thun ſie alles, vielleicht ſagte deswegen jener Klugheitslehrer, es ſey beſſer zu ungeſtüm, als zu bedenklich zu ſeyn. Indeſſen verſichert mir derſelbe Seneka, daß dieß nicht immer die beſte Partie iſt, die man ergreifen kann; „das Glück, ſagt er, „iſt unbeſtändig; es verläßt oft den, welchen es am meiſten zu begünſtigen ſchien, wenn er auch noch ſo thätig iſt, und noch ſo viel wagt.“ Der Grund, welchen er angiebt, iſt vortrefflich, weil nämlich das Glück von Zeit zu Zeit in ſeinen Launen wechſelt, er aber verſäumt, ſeine Maßregeln nach dieſem Wechſel zu ändern. Der iſt alſo der Weiſeſte, welcher die richtige Mitte hält, reife Ueberlegung des Verſtandes mit einem gemäßigten Feuer verbindet, und das Gelingen ſeiner Unternehmungen nicht von der Begünſtigung des Glückes, ſondern von ſeiner Gewandt-

heit, ſeinem geſetzten Muthe, und ſeiner Standhaftigkeit erwartet.

VII.

Nach allem bisher über die Leidenſchaften Geſagten ziehe ich das Reſultat, daß gewiſſe kaltblütige und bedächtige Charaktere, ich meine kaltblütige, die nicht etwa zugleich ſchwach und ſchlaff ſind, und bedächtige, welche doch der Vorwurf der Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit nicht trifft, von den Leidenſchaften einen für ihre Zwecke höchſt vortheilhaften Gebrauch machen können, indem ſie ihre Hitze mäßigen, ihre heftigen Aufwallungen niederdrücken, und ſich ſo jene Freyheit und Unbefangenheit des Verſtandes ſichern, welche das weſentlichſte Talent zur geſchickten Führung von Geſchäften iſt.

Es iſt eine bekannte Bemerkung, daß die Menſchen ſelten ein Uebel vermeiden, ohne in ein anderes zu verfallen, und daß alſo Klugheit erfordert, die Natur der Uebel zu kennen, um von mehrern das geringſte zu wählen. Allein, nie kann

man ſie kennen lernen, wenn der Verſtand unter der Laſt ſeiner Vorurtheile ſie nicht zu unterſcheiden, und die Grade ihrer Wichtigkeit zu beſtimmen vermag.

Ich kann die Vortrefflichkeit der ſchönen Eigenſchaft, die ich Freyheit des Verſtandes nenne, nicht mehr erheben, als wenn ich die Leſer daran erinnere, daß alle Staaten ihre Geſetze, die Künſte ihre Regeln, und die Wiſſenſchaften ihre Prinzipien beſitzen, auf welche ſich alles, was unter ſie gehört, harmoniſch bezieht, und daß die Politik allein aller Beſtändigkeit in ihren Maximen, aller Einheit in ihren Regeln und aller Gründlichkeit in ihren Prinzipien ermangelt. Ganz abhängig von dem Wechſel der Zeiten und der Umſtände, ſtraft ſie ſich in den Prinzipien, welche ſie befolgt, ſo oft Lügen, als die Geſchäfte ihre Geſtalt und Lage verändern. Es kommt alſo hier alles auf Klugheit, Gewandtheit und Geſchmeidigkeit des Geiſtes an. Wenn der Staatsmann glücklich ſeyn will, ſo muß er im Handeln die Veränderungen der Zeiten und der Lage der

Umſtände zu ſeinem Hauptaugenmerke machen, muß nicht ſowohl die Angelegenheiten nach den Regeln behandeln, als vielmehr nach Maßgabe der Angelegenheiten von den Regeln Gebrauch machen.

Die Erfahrung autoriſirt dieſes Verfahren. Wir finden oft, daß zwey Perſonen, welche nach verſchiedenen Planen handeln, gleichen Erfolg haben, da hingegen zwey andere, die auf einem Wege denſelben Zweck verfolgen, ein ſehr ungleiches Schickſal haben; der eine erreicht, der andere verfehlt ihn. Die Urſache davon iſt, daß ihre Verhältniſſe verſchieden ſind, und die von ihnen gewählte Methode zu handeln zwar den Umſtänden des Einen ganz angemeſſen, für den Andern aber nach ſeiner Lage entweder ganz unbrauchbar iſt, oder doch beſonderer Wendungen und Modificationen bedarf, wenn ſeine Unternehmung durch ſie gelingen ſoll. Der gewandte Mann macht es ſich alſo bey Geſchäften zu einer Hauptregel, die Lage der Sachen von allen Seiten ſcharf

zu faſſen, und diejenigen Maßregeln zu ergreifen, welche der beſondern Beſchaffenheit derſelben am angemeſſenſten ſind. Er übt das: morem accommodari prout conducat, des Tacitus aus.

Keine Schriften ſind einer ſchärfern Kritik ausgeſetzt, als die der Politiker, weil keine auf ſo ſchwankenden Gründen ruhen, als dieſe. Allein auch der ſtrengſte Kritiker derſelben findet ſeinen Meiſter, der ſeine Cenſur eben ſo wenig ſchont; ſo willkührlich ſind die Entſcheidungen in dieſem Fache. Geſetzt auch, die Prinzipien der Politiker hätten mehr Solidität, ſo darf man nur vom Allgemeinen zum Beſondern herab ſteigen, um ſich durch Bemerkung der großen Schwierigkeiten, welche mit der Ausübung verknüpft ſind, von der Unzulänglichkeit ihrer Regeln zu überzeugen. Nur durch einen vielbefaſſenden Blick und durch Solidität des Verſtandes können wir dieſe Schwierigkeiten überwinden. Witz, feines Gefühl und Geſchmack vermögen hier nichts.

Was ich hier von der Politik, als Staatskunſt ſage, gilt auch von der Klugheitslehre für das Leben. Jeder Menſch muß eine ſeinem eigenthümlichen Intereſſe angemeſſene Politik haben. Auch bey Privatgeſchäften giebt es immer mehrere Wege, zu ſeinem Zwecke zu gelangen, und eine allgemeine auf alle Fälle paſſende Regel für die Wahl der bey jeder Angelegenheit zu ergreifenden Maßregeln iſt unmöglich. Die Vernunft muß die Natur jedes Geſchäftes, und die dabey Statt findenden Conjecturen ſcharf beurtheilen, ſo ergiebt ſich die am ſicherſten und vollkommenſten zum Zweck führende Methode im Handeln, welche dieſelbe Vernunft bey eintretenden Veränderungen der Lage und Verhältniſſe glücklich modiſicirt.

VIII.

Wollte ich mich hier auf das Detail der Handlungen der Menſchen, und im Beſondern auf das Verfahren der gewöhnlichen Schöngeiſter einlaſſen, unternähme ich es, die Eitelkeit und Seichtheit ihrer

Entwürfe und ihre Regelloſigkeiten in der Führung ihrer Geſchäfte zu ſchildern, ſo würde mich der Reichthum und die Ergiebigkeit dieſer Materie weit über die Grenzen dieſer wenigen Blätter hinaus führen. Ich begnüge mich alſo, nur eines von jenen ſeltſamen Mitteln zu berühren, deſſen ſich in der Regel die Schöngeiſter bedienen, um ſich in der Welt zu heben und zu glänzen. Sie ergreifen jede Gelegenheit, um ſich den Großen und ſelbſt den Fürſten zu nähern, und von ihnen Gnadenbezeigungen zu erhalten.

Ich weiß ſehr wohl, daß die ganze Welt Fortunen opfert, denn Glückſeligkeit iſt das herrſchende Streben der Menſchen. Die einen ſuchen ſie in dieſem, die andern in jenem Gegenſtande, je nachdem die Einbildungskraft ihren Vorſtellungen von derſelben dieſe oder jene Richtung giebt, und ſie unter einer ſolchen oder ſolchen Geſtalt zeigt. Sie verfolgen nach der Verſchiedenheit der Mittel, durch welche ſie glücklich zu werden denken, verſchiedene Wege. Allein, wie thöricht ver-

fahren ſo viele Menſchen in dieſem Stücke! Und wie ſehr reizen jene Genies zum Spotte, welche ſich aus anweſender Eitelkeit bey Hofe produciren, um in den Augen der Großen eine Wichtigkeit zu bekommen, welche auf die glänzendſte Auszeichnung rechnen, ſo wie ſie ſich nur ſehen laſſen. Die ordentlichen Wege, auf welchen jeder diejenige Anſtellung ſucht, die ihm nach ſeiner Geburt, ſeinen natürlichen und erworbenen Eigenſchaften, die angemeſſenſte iſt, und ihm die meiſte Gelegenheit giebt, für das Beſte der Welt, und ihr eigenes zu wirken, ſind den Schöngeiſtern unbekannt. Da ſie ſich für außerordentliche Weſen halten, ſo glauben ſie auch auf außerordentlichen Wegen einher gehen zu müſſen. Im Bewußtſeyn ihres eingebildeten Verdienſtes, iſt es für ſie unbezweifelt, daß der König die ganze Ordnung der Dinge umkehren werde, um ſie aus der Menge hervor zu ziehen, und zu hohen Poſten zu erheben.

Der Schöngeiſt glaubt, er habe den nächſten Anſpruch, Liebling des Fürſten

zu ſeyn, und auf dieſen Wahn gründet er die vornehmſten Anmaßungen. Einige Stanzen, ein ſeichtes Buch, eine mit Witzeleyen überladene Rede, eine prachtvolle Dedikationsepiſtel an der Spitze einer erbärmlichen Ueberſetzung, alles dieſes, glaubt er, ſpreche laut für ihn, und berechtige ihn Gnadenbezeigungen zu erwarten, die man nur dem entſchiedenſten Verdienſte ſchuldig iſt.

Findet er ſich in ſeinen Hoffnungen betrogen, ſo wirft er die Schuld aller Kränkungen, die ihm ſein gedankenloſer Hochmuth und ſein einfältiges Selbſtvertrauen zuzog, auf den König und die Miniſter. Er behauptet hierin ſeinen Charakter völlig. Denn mit demſelben Geiſte der Präſumtion, aus welchem vorher ſeine Anſprüche und Erwartungen hervor giengen, murrt er nun über ſein Mißgeſchick und über ſeine verfehlten Plane. —

So iſt denn der Schöngeiſt bey ſeinem Mangel an Energie und Freyheit des Verſtandes, ſeiner Abhängigkeit von Vorur=

theilen, und ſeiner hochmüthigen Ungelehrigkeit, bey der Unbeſonnenheit, mit welcher er durchaus zu handeln pflegt, für die geſchickte Führung von Geſchäften das untauglichſte Subjekt.

K. H. Heydenreich.

VII.

Graf Tellow.

Ein

Beytrag zur Geſchichte

unglücklicher Ehen.

[illegible]

Die Gräſin Tellow an die Baroneſſe Scholten.

Durch nichts, meine theure Scholten, konnten Sie mich für Ihre ſo baldige Abreiſe liebreicher tröſten, als durch den Brief, den ich vor mir habe, den ich weinend küſſe, und weinend beantworte. Ja, Sie ſind ganz noch die edle Gefährtin meiner frühen Jahre, die heitre, muthvolle Emilie, der ſchon damals kein Kummer des Lebens unüberwindlich, keine Wunde eines gepreßten Herzens unheilbar ſchien, der ich nie Thränen entſchlüpfen ſah, als wenn ſie ihre Ohnmacht fühlte, die Leiden eines geliebten Weſens zu ſtillen. — Beweinen Sie denn Ihre Freundin; über

das Glück meiner Tage iſt der Stab gebrochen, und jeder Verſuch, meinen niedergeſchlagenen Geiſt wieder aufzurichten, iſt verloren. Die Inſchrift meiner Lieblingsgrotte: „der ſtillen Freude, und dem ſtillen Kummer“ mißfiel Ihnen, Sie wünſchten den Kummer verbannt; — gute Emilie, wäre ſie nur der Zufluchtsort für mich, und nicht auch meinem guten Gatten und ſo mancher lieben Freundin werth, dann würde die Widmung heißen müſſen: „dem ſtillen Kummer.“

Ich verſtehe Sie ganz, wie fein Sie auch in Ihrem Briefe Offenheit und Schonung vereinigen, keine Andeutung entgeht mir, wodurch Sie mich auf mein, wie Sie glauben, verſtimmtes Gefühl aufmerkſam zu machen ſuchen, indem Sie zugleich den Schein vermeiden wollen, als traueten Sie mir Verirrungen des Herzens zu, die ſich allerdings mit geſundem Verſtande und Weltkenntniß nicht vertragen. Sie würden mich nicht gekränkt haben, wenn Sie es ohne alle Zurückhal=

tung gethan hätten; denn wie falſch Sie auch meinen Gemüthszuſtand beurtheilen, und wie ähnlich ich auch nach der Anſicht, welche Sie von mir nehmen, gewiſſen Modethörinnen unſerer Zeit ſehe, ſo iſt Ihnen dennoch der Ton unverfälſchter Liebe mit ſo vieler Wahrheit eigen, daß Sie mir auch dann keine Empfindlichkeit verurſachen, wenn Sie meinem Verſtande und meinem Herzen Unrecht thun.

Wie weit bin ich entfernt, diejenige zu ſeyn, für welche Sie mich halten! Die Erziehung, welche ich meinen Aeltern und Lehrern verdanke, war, wie Sie ſelbſt wiſſen, die natürlichſte, welche einem Mädchen werden kann; frühzeitig flößte man mir richtige Begriffe von dem wahren Werthe und der wahren Glückſeligkeit des Menſchen ein, man wachte über meine Neigungen und meine Gefühle mit der gewiſſenhafteſten Vorſicht, beſonders in dem gefährlichen Zeitpunkte, wo ſie ſich in jeder weiblichen Seele mit überraſchender Lebhaftigkeit erheben, man ſtellte mir die Gefahren einer ſchwärmenden Einbil=

dungskraft mit rührender Wahrheit vor, man zeigte mir Liebe, Ehre, und häusliches Leben unter den wichtigſten Geſichtspunkten, aus denen ſie betrachtet werden können, man bewahrte mich vor jeder verführeriſchen Lektüre, entfernte mich vom Umgange mit Perſonen, deren phantaſtiſche Empfindungen ſich unter einer geſchmackvollen einnehmenden Einkleidung jugendlichen Herzen ſo leicht mitzutheilen pflegen; meine unvergeßliche Mutter ergriff ſo gar mit einer Weisheit, die ich ewig verehren werde, jede Gelegenheit, wo ſie meinen feurigen Enthuſiaſm für Dichtkunſt und Muſik mäßigen konnte, weil ſie auch von dieſem Nachtheile für die Natürlichkeit und Wahrheit meines Charakters und meiner Gefühle fürchtete.

Nein, meine Emilie, ich müßte allen dieſen edlen Bemühungen für meine Bildung den boshafteſten Widerſtand oder den unbegreiflichſten Leichtſinn entgegen geſetzt haben, wenn es möglich geweſen wäre, daß ich mich in den Jahren der gereiften Vernunft an jene bedauernswer-

then Karrikaturen unſers Geſchlechts angeſchloſſen hätte, die, beherrſcht von ihrer ausſchweifenden Phantaſie, ſich Hoffnungen überirrdiſcher Seligkeiten in der Ehe träumen, und wenn ſie ſich dann getäuſcht finden und Natur und Welt ihre Scenen nach jenen Idealen nicht ändern, vor Mißmuth erkranken, und ſich in nagender Unzufriedenheit aufzehren.

Wenig Mädchen werden zur Verbindung mit einem Manne mit ſo gemäßigten Anſprüchen, ſo natürlichen und ruhig beſchränkten Wünſchen, wenige mit einer ſo feſten Stimmung zur Reſignation übergehen, als ich es that. Meine Liebe zu Tellow war die zärtlichſte, ſie war unbegrenzt, wie ſie es noch iſt, aber ihr Feuer verblendete mich nicht; ſelbſt in jenen Tagen, wo dem Herzen einer Braut die ſtille Berauſchung in ihren Gefühlen ſo natürlich iſt, ſah ich die Wirklichkeit mit ungetäuſchten Blicken vor mir, und mir erſchienen keine himmliſchen Geſichte, wie ſie ſo vielen ihre Phantaſie vorzaubert. Alles, was ich hoffte, und von der Vor-

ſehung erwartete, erhob ſich nicht über das, was auch das roheſte Landmädchen zu hoffen und zu erwarten berechtigt iſt. Vielleicht könnte ich mich rühmen, mir nicht einmal ſo viel verſprochen zu haben, da ich nur zu gut wußte, wie viele Hinderniſſe wahres ehelichen Glücks mit der zweydeutigen Hoheit unſers Standes verknüpft ſind. An den Ausſichten, die ich mir damals ſchuf, hatte in der That keine Ueberſpannung der Einbildungskraft Antheil; um ſo zuverſichtlicher gab ich mich ihnen hin, und um ſo ſchrecklicher bin ich nun getäuſcht; je natürlicher meine Gefühle, als Weib und Gattin ſind, um ſo tiefer ſchlägt der Gedanke meines Elends mich nieder. —

Gott! wie war es möglich, daß Sie beynahe einen Monat bey uns verlebten, mich, meinen Gatten und meine Kinder beobachteten, und doch die Urſache meines Kummers überſahen! Wie war es möglich, daß Sie die Worte niederſchrieben, bey denen mir Thränen aus den Augen ſtürzten, die ich leſe und wieder leſe und

nicht begreiſe, Worte, die dem Spotte über ein unglückliches Weſen ſo ähnlich ſehen, und doch aus dem gefühlvollſten Herzen hervor gingen. „Was fehlt Ih„rem Glücke, konnten Sie ſchreiben, Sie „ſind über alles geliebt von dem tugend„hafteſten Gatten; er hat einen intereſ„ſanten Anſtrich von Melancholie, welch „angenehmes belohnendes Geſchäft für „Sie, ſeine Laune umzuſtimmen, und „den entwichenen Frohſinn in ſein Herz „zurück zu rufen! Ihre Kinder hängen „mit einer Zärtlichkeit an Ihnen, wie ich „ſie ſelten fand, ihre Schwächlichkeit „wird ſich mit den Jahren verlieren, und „die ſchönſten Mutterfreuden werden Ih„nen einſt Erſatz für die Unruhe geben, „die Ihnen zuweilen der Gedanke ihrer „kränklichen Körperbeſchaffenheit verur„ſacht.“ — Wie ſehen doch die Glücklichen alles in ſo ſchönem Lichte! Der verſchloſſene nagende Kummer meines Gatten iſt Ihnen ein Anſtrich von ſanfter Melancholie! Meine ſiechen Kinder ſind in Ihren Augen nur kränklich! Mein tiefer

Gram iſt Ihnen nur der Mißmuth einer verſtimmten Laune, ein Paroxiſm ſchwärmeriſcher Empfindeley! Mein Unglück iſt ſo groß und für Ihre an lachende Bilder gewöhnte Phantaſie ſo fremd, daß Sie ſich auch die Möglichkeit davon nicht denken! — Oder ſollten Sie ſich abſichtlich verſtellen und mich zu beruhigen glauben, indem Sie meinen Augen die ſchwärzeſten Seiten meines Schickſals entrücken? Sollten Sie es für Gewinn halten, wenn ich mich ſelbſt täuſchte, und wie gewiſſe Kranke einen Troſt darin fände, mir das Schreckliche meiner Lage zu verbergen? Nein, dafür bürgt mir Ihr heller Verſtand. Sie können eben ſo wenig wollen, daß ich meine Augen gegen die Wahrheit zudrücke, als Sie mir den Leichtſinn zutrauen können, bey einem Spiele frohe Miene zu machen, wo ich Gefahr laufe, alle meine Hoffnungen und alle Ruhe meines Lebens für immer vernichtet zu ſehen. Nein, ich verſtehe den Charakter meiner Freundin beſſer. Sie wünſchen mich höchſt glücklich, und was man wünſcht, iſt man

geneigt zu glauben, für den Gedanken, daß ich elend, daß ich vielleicht verloren ſey, haben Sie keine Empfänglichkeit, Ihre Einbildungskraft ſchmeichelt Ihrer Liebe und Ihren Wünſchen, und ſo verkennen Sie meine ganze Lage. — Wie flüchtig müſſen Sie meinen Gemahl betrachtet haben, wenn Sie in ſeinen Zügen nichts als einen Anſtrich ſanfter Melancholie fanden, wenn Sie die heitern Zwiſchenräume ſeiner Stimmung für natürlich hielten, und den Zwang nicht bemerkten, durch welchen er ſie erkünſtelte, um mich zu ſchonen und Ihnen nicht läſtig zu werden. Konnte es Ihnen entgehen, daß er an den intereſſanteſten Unterhaltungen immer nur halb Antheil nimmt, nicht ſelten auf einmal in eine Abweſenheit des Geiſtes verfällt, die mit ſichtbarer unruhiger Verirrung verknüpft iſt. Als wir uns verbanden, war er der heiterſte Mann von der Welt, nie fand ich in einem Charakter ſo viel Ernſt, und ſo feine moraliſche Gefühle mit einem ſo gefälligen und ſo ſanft gehaltenen Froh=

ſinne vereinigt. Nach meiner erſten Niederkunft bemerkte ich in ſeinem Gemüthszuſtande eine auffallende Veränderung; ſeine Züge verriethen eine unruhige Beſchäftigung mit fürchterlichen Vorſtellungen, ſeine vorige trauliche Offenheit gegen mich verſchwand immer mehr und mehr, in ſich zurück gezogen und verſchloſſen ſchien er mir zu mißtrauen, wich jeder traulicheren Eröffnung aus, zuweilen kam es mir vor, als ob er ſo gar meine Gegenwart ſcheuete. Er verfiel in eine Krankheit, die er für unbedeutend angeſehen wiſſen wollte; allein wie ſchmerzhaft ſie war, ſchloß ich aus den ſichtbaren Anſtrengungen, welche ihm die Verbergung ſeiner Leiden koſtete. Seine Geneſung war ſehr zweydeutig, denn die bedenklichſten Zufälle, die ihn betroffen hatten, kehrten nachmals von Zeit zu Zeit wieder zurück. Dieſe traurige Veränderung ſeiner Geſundheitsumſtände mochte es wohl verurſachen, daß ſeine Gemüthsſtimmung nach und nach in entſchiedene Schwermuth überging. Meine unglückliche Nieder-

kunft im vorigen Jahre (leider überlebte mein Kind ſeine Geburt nicht) ſcheint ſeiner Ruhe den letzten Stoß gegeben zu haben, er entfernt ſich jetzt von ſeinen beſten Freunden, weiſt jede zärtliche Liebkoſung ſeiner armen leidenden Kinder mit Widerwillen zurück, verſchließt ſich ganze Tage in ſeinem Zimmer, ſchweift in öden und einſamen Gegenden umher, und bricht zuweilen in ſchlafloſen Nächten plötzlich in laute und heftige Selbſtgeſpräche aus. Alle meine Verſuche, die wahre Urſache ſeines Kummers zu erfahren, ſind bisher vergebens geweſen; er iſt undurchdringlich und wie beunruhigender wird dadurch meine Lage! Ich muß alles fürchten, und weiß nicht, auf welches Schickſal ich mich am meiſten gefaßt zu machen habe. Zuweilen weicht er meinen Fragen aus, und lenkt das Geſpräch auf entfernte gleichgültige Gegenſtände, zuweilen beantwortet er ſie mit einem erzwungenen Scheine von Ruhe, bittet mich unbeſorgt zu ſeyn, die anhaltende Lektüre ſo vieler ſchwärmeriſch melancholiſcher Dichter habe

ihn hypochondriſch gemacht, durch Bewegung und Arbeit werde alles eine andere Wendung bekommen: „Guter Tellow, ſagt ich unlängſt zu ihm, als er mich durch ähnliche Antworten befriedigt zu haben glaubte, warum verſchließen Sie mir Ihr Herz! Hab ich Ihr Mißtrauen durch irgend etwas verdient, verdient, daß Sie mich durch ein Geheimniß quälen, welches mir immer fürchterlicher wird? Vergebens ſuchen Sie ſich zu verſtellen; der Gram, den Sie ſeit ſo vielen Jahren nähren, ſpricht aus allen Ihren Zügen. Wenden Sie nicht körperliche Leiden vor, dieſe ſind es nicht, was das Licht Ihrer Augen verdunkelt, ich kenne Ihre Standhaftigkeit, weiß, wie wenig der Schmerz über Sie vermag! — Tellow! Verläugnen Sie es nicht — Ihre Blicke verrathen ein peinvolles Bewußtſeyn, Sie brüten über gewiſſe Gedanken — Gott welche Gedanken mögen es ſeyn“ — „Julie! antwortete er, iſt Ihnen meine Ruhe irgend lieb, ſo quälen Sie mich nicht mit Nachforſchungen, die zu nichts führen.

Was für ein Geheimniß könnt' ich verbergen? Haben Sie Geduld mit meiner Laune, ... ſeyn Sie ruhig, ... thun Sie, als ob Sie gar nichts bemerkten, ... denken Sie, ich wäre gar nicht da!" — Die froſtige Außenſeite, durch welche er bey dieſen Worten die innere Bewegung ſeines Herzens zu verbergen glaubte, ſetzte mich außer Faſſung, weinend ſank ich in ſeine Arme. „Tellow, rief ich, nun verſteh ich Ihr Stillſchweigen; ſprechen Sie offenherzig, richten Sie eine Schuldloſe nicht durch langſame Martern hin, ich habe Ihre Liebe verloren, Trennung von mir heilt Ihre Krankheit." — — „Was ſprachen Sie! ſagte er, indem er ſich mit Entſetzen los riß. — Schonen Sie mein Herz wenigſtens, wenn Sie mich für ſo unglücklich halten ... Ob ich Sie noch liebe ... wie unausſprechlich ich Sie liebe ... Julie! Gott verzeih' Ihnen Ihre Zweifel!" — Er küßte mich mit einer Art von Raſerey, und ſtürzte lautweinend zum Zimmer hinaus. Halb ohnmächtig ſank ich auf das Sopha, und

eine ſchauderhafte Ahndung des letzten Le=
bewohls und einer vielleicht nahen ewigen
Trennung erſchütterte meine Seele. —
Sagen Sie ſelbſt, Emilie, würden Sie
in dieſer Lage Ihre Gefühle mäßigen kön=
nen, würde Ihr Frohſinn auch hier ſie=
gen? — Unter allen ſchrecklichen Gedan=
ken iſt mir der der ſchrecklichſte, daß der
Unglückliche ſeinen Verſtand verliere. Ver=
ſchließt er wirklich, wie er betheuert, kein
Geheimniß, und nagt kein verborgener
Kummer an ſeinem Herzen, was kann ich
dann mehr fürchten, als daß ſein Körper
den Keim einer Melancholie nährt, die
früher oder ſpäter ausbricht. Welche troſt=
loſere Wendung könnte mein Schickſal
nehmen, als dieſe! Dann ſtänd' ich allein
mit meinem nie endenden Grame in der
Mitte meiner Kinder! — Gott, o wie ſo
unglücklicher Kinder! Verlohren für mich
wäre ein unausſprechlich geliebter Gatte!
Und dieſe Kinder lebten ein Leben, gegen
welches der Tod eine Wohlthat wäre!
Meine Ausſichten, theilnehmende Freun=
din, dieſe Kinder je geſund zu ſehen, ver=

ſchwinden immer mehr und mehr. Henriettens Augenkrankheit läßt mich den gänzlichen Verluſt ihres Geſichtes fürchten; der Arzt ſelbſt bereitet mich ſchon auf das traurige Loos vor, Mutter einer blinden Tochter zu ſeyn. Adolphs Schickſal iſt in meinen Augen keinem Zweifel unterworfen, das gichtiſche Gift, welches in ſeinen zarten Gliedern wüthet, führt die Verzehrung herbey, er wird in den Jahren eingehen, wo er blühen ſollte. — Ja wohl hängen dieſe guten Kinder, wie Sie ſagen, mit Zärtlichkeit an mir, aber mir iſt, als umfaßten mich langſam Sterbende und ihre kalten Küſſe machen mich ſchaudern. — —

Glauben Sie noch, daß mich idealiſche Bilder quälen? Daß ich an den Folgen fehlgeſchlagener überſpannter Hoffnungen krank liege? Nein, ich ſehe Sie vor mir, Ihre Heiterkeit iſt verſchwunden, und Ihre Blicke ruhen voll Wehmuth auf den Blättern, die ſie über die verkannte Situation Ihrer Freundin aufklären. — Ja, gewiß, Sie fühlen mein

Unglück tief, und mein geängſtetes Herz hat doch wenigſtens den Troſt, daß eine der edelſten Seelen mit mir leidet, und meinem Schickſale manche ſtille Thräne weint.

Julie Gräfin von Tellow.

Die Gräfin war eben im Begriffe, den Brief zu ſiegeln, als der Baron Grottau in das Zimmer trat. Er war der einzige Freund des Grafen, von welchem man hoffen konnte, daß er noch Zugang zu ſeinem Herzen zu finden wiſſe, und es war der Gräfin ſehr angenehm, daß er der dringenden Bitte des Grafen, ſich einige Zeit bey ihm aufzuhalten, Gehör gab. Sie verſprach ſich durch ihn befriedigende Aufſchlüſſe über den Seelenzuſtand Ihres Gemahls, ſo wie dieſer ihre Bekümmerniſſe durch den Umgang mit ihm zu zerſtreuen hoffte. Grottau beſaß in ſeinem Aeußern viel Anziehendes; ſeine Züge kündigten lebhafte Theilnahme und entgegenkommende Gefälligkeit an, durch eine gewiſſe freye und unaffektirt ſcheinende Offenheit

wußte er das Zutrauen auch der verſchloſ-ſenſten Charaktere zu gewinnen, Geiſt und Witz beſeelten ſeine Unterhaltung, wenn er ſich in frohen Zirkeln befand. Tellow hatte ſeine Bekanntſchaft auf der Univerſität gemacht, er wußte um die ge-heimſten Verhältniſſe des Grafen, auch getrennt hatten ſie ihre Vertraulichkeit durch einen ununterbrochenen Briefwech-ſel fortgeſetzt. Die Gräfin hatte Grottau bisher nur als angenehmen Geſellſchafter gekaunt, und liebte ſeinen Umgang; jetzt wurde er ihrem Herzen intereſſant, da er der einzige war, den ſie ihre Be-kümmerniſſe wegen des Grafen mittheilen konnte. —

„Wundern Sie ſich nicht, lieber Grottau — ſo empfing ſie ihn, indem ſie ihre Thränen zu verbergen ſuchte — Sie finden mich etwas bewegt —

G. mehr als bewegt, meine Gräfin. O gewiß ſind Sie Ihrem Verſprechen un-treu geworden, und haben ſich mit Ihrer natürlichen Lebhaftigkeit jenen traurigen Vorſtellungen hingegeben, um deren Ent-

fernung ich Sie ſo dringend gebeten hatte. Sie fürchten für Ihren Gatten ſo viel, fürchten Sie denn für ſich nichts, wenn Sie ſich immer mit Bildern beſchäftigen, vor denen alle Ruhe Ihrer Seele verſchwindet? Das zarte Nervenſyſtem eines gefühlvollen Frauenzimmers duldet nicht ſo viel als das eines Mannes.

Gr. v. T. Verzeihen Sie dieß Mal. Ich war dieſen Brief meiner Ruhe und gewiſſer Maßen meiner Ehre ſchuldig. Es ſchmerzt von ſeinen Freunden verkannt zu werden, und ich werde es von einer meiner Geliebteſten. Sie wiſſen, daß die Baroneſſe Scholten uns die Freude machte, mehrere Wochen bey uns zu bleiben. Nimmermehr hätte ich vermuthet, daß eine Perſon von ſo vielem Verſtande den Eindruck nicht ahnden würde, den meine häusliche Lage nothwendig auf mich machen muß. Aber ſo iſt es. Sie hält, ſollten Sie es glauben, meine Schwermuth für Folge einer gemißleiteten Empfindſamkeit, für jene Krankheit verſchrobener Närrinnen, welche die Liebe für er=

träumte Ideale fühllos gegen die Freuden der wirklichen Welt macht. Sie glaubte, dieſe Schwäche an mir rügen zu müſſen, und that es in einem Briefe, den ich vor kurzem erhielt, mit einer Wärme, die mich rührte, und einer Feinheit, die ich bewundern muß. Meine Antwort wird ihr die Augen öffnen, gewiß eilt ſie zu mir, ſie, die nie zurück bleibt, wenn es auf Hülfe und Rettung ankommt .... Grottau! Welche Hoffnung durchbebt mein Herz! Vielleicht gelingt es Ihnen, vereinigt mit meiner edlen Freundin, die Geneſung meines guten Gatten zu bewirken.

G. Wie glücklich würde ich mich fühlen! Unterhalten Sie dieſe ſchöne Hoffnung. Noch habe ich an Tellow nichts bemerkt, als eine herrſchende traurige Laune, die vielleicht blos Folge von Unverdaulichkeit und Verſtopfungen iſt. Dazu mag wohl kommen, daß er in der Lektüre melancholiſcher Dichter ein wenig ausgeſchweift, und ſich der Schwärmereyen einer erhitzten Einbildungskraft zu ſehr

überlaſſen hat; ſeine Nerven ſind dadurch natürlich in hohem Grade gereizt und geſchwächt worden. Fürchten Sie für ſeinen Verſtand und ſein Leben nichts. Gemüthsruhe und Zerſtreuung ſind die beſten Heilmittel für ſolche Zufälle.

Gr. v. T. Eben dieſe Sprache habe ich bereits aus ſeinem Munde gehört. Wär' es möglich, daß er auch Sie durch ſolche Vorwände zu befriedigen dächte, und daß ein Menſchenkenner wie Sie ſich auch dadurch befriedigen ließe. Eher fürchte ich, Sie ſind mit ihm einverſtanden, ſein unglückliches Weib durch einen frommen Betrug einzuſchläfern. Aber verrechnen Sie ſich nicht; dieſes Einverſtändniß vermehrt meine Beſorgniſſe. Wenn ihr nicht ahndetet, das Geheimniß, welches ihr verbergt, werde mich ohne Rettung niederſchlagen, gewiß, ihr würdet mir als die offenen Männer, die ihr ſeyd, die Wahrheit nicht vorenthalten. Ich bin ja keine ſo ſchwache Seele, die ſich nicht zu faſſen wüßte, aber dieſe Ungewißheit, in der ihr mich laßt, dieſe grau-

ſenvollen Bilder der Furcht, welche mein Herz erſchüttern, dieſe machen mich troſtlos.

G. Gräfin, Sie denken ſich die Offenheit Ihres Gemahls gegen mich größer, als ſie iſt. Ich weiß es, ich beſitze ſein Zutrauen in dem Grade, in welchem es Freund vom Freunde fordern kann; aber es giebt Lagen und Verhältniſſe, deren Heimlichkeit auch der Freund reſpektiren muß. Dieß iſt nun eben bey Tellow gegenwärtig nicht der Fall; allein, wenn er es wäre, ſo dürften Sie mir leicht Unrecht thun, wenn Sie durch mich Eröffnungen erwarteten, die auch der Vertrauteſte nicht erzwingen kann, wenn ſie nicht freywillig erfolgen. Wollen Sie alles wiſſen, was er über ſeinen Zuſtand mit mir geſprochen hat, hier iſt es mit wenigen Worten. Als ich ankam, traf ich ihn allein in der Kaſtanienallee, er umarmte mich mit einer Rührung, die mich, ich geſtehe es, befremdete. „Tauſend Dank, Grottau, rief er, daß Sie gekommen ſind. — Freylich finden Sie

jetzt wenig Freude in meinem Hauſe; vielleicht aber erheitert ſich alles durch Ihre Gegenwart. Meine mißlichen Geſundheitsumſtände kennen Sie ſeit mehrern Jahren, ſuchen Sie, darum beſchwör' ich Sie, meinem guten Weibe die Beſorgniſſe zu benehmen, die ſie ſich deßhalb macht. Meine Geneſung überlaſſen Sie der Zeit. Sie wiſſen wohl, weder Medikamente, noch Predigten über Gemüthsruhe heilen den Hypochondriſten. Nehmen Sie mich vor der Hand, wie ich bin, wenigſtens noch der herzliche Freund, den Sie ſtets in mir fanden." Dieß war Alles, was er ſagte, und ich würde ſein Zutrauen verlieren, wenn ich ihn durch irgend eine Zudringlichkeit beunruhigte. — Was könnt' er auch zu verbergen haben? Gewiß wenigſtens keine Heimlichkeit, bey der es auf Wohl und Weh ankommt. Er iſt von Natur ſehr reizbar, und Sie wiſſen ſelbſt, wie tiefen Eindruck Alles auf ihn macht. Nehmen Sie den Einfluß des leidigen Hypochonders dazu, ſo erklärt ſich die ganze Sache. Wer weiß, welcher

unbedeutende Gegenſtand ihm gerade jetzt Gefahren anzukündigen ſcheint, die nur in ſeiner Phantaſie exiſtiren. Gewönnen Sie dadurch, wenn Sie ihn wüßten? Früher oder ſpäter wird er ihn in ſeinem wahren Lichte ſehen, und wird beruhigt werden. O ich könnte Ihnen Geſchichten von Hypochondriſten erzählen, die Ihnen viel Kurzweil verurſachen würden, bey dieſen Menſchen wechſelt Weinen und Lachen, Weisheit und Narrheit auf das ſeltſamſte, der geſcheuteſte Mann ſcheint zuweilen verrückt. — Sollten Sie ſelbſt bey Ihrem Gemahl Zwiſchenräume dieſer Art bemerken, ſo beängſtigen Sie ſich deßhalb nicht, mag er noch ſo verwirrt reden, ſcheinen Sie es nicht zu bemerken, dieß alles giebt ſich mit der Zeit von ſelbſt.

Gr. v. T. Sie berühren gerade die Seite, welche für mich die ſchrecklichſte iſt. Leider habe ich ihn ſchon mehrere Male in einem Zuſtande getroffen, der an Verſtandeszerrüttung grenzte. Seine Geſpräche mit ſich ſelbſt, wenn er allein zu ſeyn glaubt, ſein Phantaſiren in Näch-

ten, wo er nicht ſchlafen kann, ſcheinen mir furchtbare Vorboten eines Uebels, welches nicht blos Hypochondrie ſeyn kann. Ich bin mit dieſer traurigen Krankheit nicht unbekannt, der liebſte meiner Brůder håtte ihr beynahe unterlegen, er hatte auch Perioden, wo er ſeiner nicht måchtig zu ſeyn ſchien, von der ausſchweifendſten Luſtigkeit ſank er zuweilen in die tiefſte Melancholie; aber, beſter Grottau, dieß ſind nicht die Zufålle meines Gatten, ſeine Stimmung iſt kein Spiel vorůbergehender Launen, er iſt ununterbrochen abweſend, gewiſſe Gedanken verfolgen ihn ůberall. Grottau! Glauben Sie mir, ſie entreißen ihm zuweilen den Gebrauch ſeiner Sinne. Hörten Sie ihn nur mit ſich ſelbſt reden.

G. Ich geſtehe es, ich habe ihn mehrere Mal in heftiger Bewegung mit ſich ſelbſt ſprechend getroffen. Aber worauf kam es hinaus? Auf ſchwarze Vorſtellungen von ſeinen Familienverhåltniſſen, von den Unannehmlichkeiten des håuslichen Lebens, den Gefahren der Kin=

der, und was dergleichen mehr iſt. Unlängſt trat ich in ſein Zimmer, ich fand ihn am Schreibetiſche ſitzend, den Kopf auf den Arm geſtůtzt, die ſtarren Blicke an die Wand geheftet. Er bemerkte mich nicht ſo gleich, und ich benutzte den Zeitpunkt, um ihn ein wenig zu beobachten. Sie waren der Gegenſtand ſeiner Schwärmerey. „Das arme Weib! ſeufzte er, ſo ſchuldlos um das Glück ihrer Tage betrogen! — Flog ſie darum ſo freudig in meine Arme, daß der Grám ſie in der vollen Blůthe ihres Lebens verzehrte! — O! daß ich dieſen Bund vernichten könnte, daß ich ſie zurück ſetzen könnte in die Tage, wo ſie von mir nichts wußte! — Und daß dieſe Kinder nicht wären, auf deren unſeligen Håuptern der Fluch des verbrecheriſchen Vaters ruht!“ — — Jetzt naht' ich mich ihm, er erſchrack. „Wo waren Ihre Gedanken wieder?“ fragte ich. „Sie wiſſen, war ſeine Antwort, ich kann mich von meiner Liebe zum Theater nicht los reißen. Eben beſchäftigt mich ein Trauerſpiel, welches

viel Rührung verurſachen dürfte. — Ich wünſchte nur, daß meine Gefühle mich nicht ſo ſtark und ſo plötzlich hinriſſen .... aber, wer kann ſein Naturell beſiegen“ Sie weinen Gräfin? Hätt' ich doch geſchwiegen. Ich glaubte Ihnen einen Beweis davon zu geben, wie er ſo ganz in der Einbildung krank iſt, alles durch das trübe Glas ſeines Mißmuths ſieht, alles mit grenzenloſer Ueberſpannung fühlt. Gewiß, er iſt nur hypochondriſch, wie käm' er ſonſt auf den albernen Gedanken, die Kränklichkeit ſeiner Kinder für die Folge eines fortgeerbten Fluchs zu halten. Aber ſo iſt zuweilen der Wahn dieſer Menſchen, ich habe ihrer gefunden, bey denen der lächerlichſte Aberglaube Eingang fand: jetzt ſind ſie geneſen.

Gr. v. T. Schweigen Sie, ſchweigen Sie. Alle Verſuche mich zu beruhigen ſind vergebens. Sein und mein Loos iſt geworfen. Er iſt dem Wahnſinne nahe . . . Gott! welche Zukunft! Schon ſeh ich ihn raſen, da wüthet er gegen ſich ſelbſt, zerrauft ſein Haar und

zerreißt ſeine Kleider . . . jetzt bringt man Ketten, er iſt gefeſſelt, die einſamen Wände hallen ſein Geſchrey zurück . . .

G. Bey Gott, ich beſchwöre Sie, faſſen Sie ſich; die Folgen einer zügelloſen Phantaſie ſind ſchrecklich. Ihr Gatte, Ihre Kinder haben Anſpruch auf Ihre Ruhe. Wie leicht könnte Sie das Schickſal treffen, welches Sie über Tellow verhängt glauben.

Gr. v. T. Ich bin ſehr unglücklich. Verlaſſen Sie mich nicht, wenden Sie alles an, um über den Gemüthszuſtand meines Gatten Licht zu bekommen. Verhehlen Sie mir nichts, wenn Ihnen meine Freundſchaft irgend theuer iſt, ſagen Sie, was Sie erfahren. Könnten Sie der Leiden eines troſtloſen Herzens ſpotten?

G. Rechnen Sie von meiner Seite auf alle Thätigkeit, die ich dem Vertrauen, welches mir eine der edelſten Seelen ſchenkt, ſchuldig bin. — Jetzt — verlaſſen Sie, ich lege es Ihnen an das Herz, das Zimmer, die Natur rings

umher iſt ſo lachend, alles ladet zum Genuſſe und zur Hoffnung ein, — vergeſſen Sie bey den einfachen und ſo rührenden Gemählden der großen Bildnerin jene Schreckniſſe, mit denen Sie eine Furcht quält, die für Sie ſo gefährlich seyn kann. Nochmals, ſeyn Sie meiner wärmſten Theilnahme an Ihren Bekümmerniſſen ſicher. Stimmen die Eröffnungen, die ich dem Herzen meines Freundes vielleicht abzugewinnen vermag, mit Ihren Ahndungen überein, ſo hält mich nichts ab, ſie Ihnen mitzutheilen. Liebe und Freundſchaft haben ja ſchon manche ſchwere Wunde geheilt. Wie es auch um ihn ſtehe, wir wollen die Hoffnung nicht ſinken laſſen. — —

Die Gräfin ſank weinend in ſeine Arme; ihr Schweigen ſagte mehr von ihrem Zuſtande, als alle Worte ausgedrückt hätten. „Laſſen Sie mich die gute Düval rufen, ſagte Grottau, (ſie war ihre Geſellſchafterin) zerſtreuen Sie ſich mit ihr durch eine angenehme Unterhaltung im Garten. Meine Gegenwart dürfte ſie

nur immer auf den Gegenſtand Ihres Kummers zurück führen. Ich hoffe Sie ruhiger wieder zu ſehen.“

Die Gräfin überließ ſich noch eine Zeit lang ihren traurigen Vorſtellungen. Die Düval erſchien mit der ihr eigenen würdevollen Heiterkeit, einer Stimmung, welche ſie ihren tugendhaften und religiöſen Grundſätzen verdankte, die durch harte Prüfungen ihres Lebens die größte Stärke gewonnen hatten.

Düv. Schon war ich einige Mal an der Thür Ihres Zimmers. Allein nach Allem, was ich hörte, mußte ich fürchten, Sie in einem ſehr lebhaften Geſpräche zu unterbrechen.

Gr. v. T. Daß Sie es doch immer gethan hätten, meine Gute, Grottau brachte mich durch gewiſſe Aeußerungen über meinen Gemahl, etwas in Bewegung; Sie wiſſen, ich liebe die ſanftere Unterhaltung. — — Ein ſonderbarer Charakter, dieſer Grottau! Man weiß nie, wie man mit ihm daran iſt. Auf der einen Seite weiß er durch ein

äußeres Betragen, in welchem ſich gute Grundſätze und feines Gefühl auszudrücken ſcheinen, Zutrauen zu gewinnen; dann aber hat er wieder ſo manchen Zug, welcher ihn zweydeutig macht, man bedauert es zuweilen, wenn man ſich gegen ihn eröffnet hat. Haben Sie dieß nicht ſelbſt bemerkt?

Düv. Ich geſtehe, daß ſein Betragen gegen den Grafen mir auffällt. So ſehr er auch theilnehmender Freund ſcheinen will, ſeine Wärme hat etwas Affektirtes. Er ſucht ihn aufzuheitern, aber er thut es oft mit einem ſpöttiſchen Tone, welcher nicht die beſte Geſinnung verräth. Ueberhaupt mißfällt es mir, daß er den Grafen beherrſchen will, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er gewiſſe Heimlichkeiten im Rückhalt haben möge, wegen deren der Graf ihn ſchonen müſſe. — Doch vielleicht kann ich mich täuſchen. — Von Ihnen ſpricht er nie anders, als mit Entzückung, ich glaube, er wäre jeder Aufopferung für Sie fähig.

Gr. v. T. Wenigſtens glaube ich, daß er alles verſucht, um der traurigen Gemüthslage meines Mannes eine andere Wendung zu geben. Eben darauf bezog ſich unſer Geſpräch. Ich eröffnete ihm meine Befürchtungen, er ſuchte ſie zu heben, verrieth aber zugleich, daß ſie im Grunde auch die ſeinigen waren. Was er an ihm beobachtet hatte, führte mich zu ſchauderhaften Reſultaten.

Düv. Entfernen Sie dieſe Vorſtellungen. Ich weiß es, wie ſehr ſie Ihren Gatten lieben, und verehre die Unruhe Ihres edlen Herzens. Aber bedenken Sie, das die Furcht allezeit in das Uebertriebene mahlt und uns zu leicht durch ihre finſtern Farben täuſcht. — Ihr Gemahl iſt im Garten, er ſchien ungemein heiter, und ſprach, was er ſo ſelten thut, ſehr lang und aufgeweckt mit dem Gärtner. — Wir wollen ſeine Stimmung benutzen, ſo oft und ſo gut wir können. Laſſen Sie uns zu ihm eilen, gewiß ſieht er es nicht ungern. — —

Lange ſuchten ſie ihn vergebens auf, dann ſagte ihnen ein Bedienter, er habe vor kurzem einen Brief von dem Arzte der Familie erhalten, und ſey dann, wie es geſchienen, mit lebhafter Unruhe auf die Einſiedeley der engliſchen Anlage zugegangen. — „Gewiß, rief die Gräfin, eine ſchreckliche Nachricht, welche meine Kinder betrifft. Gott! was werd' ich hören!“ — Sie verließ ihre Freundin, und wankte unter Seufzern der Einſiedeley zu. Sie fand ihn hier nicht, aber einen erbrochenen Brief von einer Hand, die ihr bekannt war. Zitternd ergriff ſie ihn und las, es war der Brief des Arztes.

Gnädigſter Graf,

Heiße Theilnahme an Ihren ohnehin großen Leiden verhinderten mich bisher immer noch an einer Erklärung, die ich Ihnen jetzt mit erſchüttertem Herzen — aus gutem Grunde — ſchriftlich gebe. Alle weitere Verſuche, das Geſicht Ihrer Emilie herzuſtellen,

ſind vergebens; die Kunſt hat keine Mittel ein Organ zu retten, welches durch ein verzehrendes Gift bereits in ſeinen weſentlichſten Theilen zerſtört iſt. Ich erſuche Sie, zu meiner Rechtfertigung die Urtheile der größten Aerzte der benachbarten Univerſitäten einzuholen, und lege zu dieſem Behufe eine detaillirte Darſtellung des ganzen Ganges meiner fruchtloſen Kur bey. Wie gern trete ich beſchämt zurück, wenn Einſicht und Erfahrung ihnen noch Heilkräfte darbieten ſollten, welche mir unbekannt waren. Möge der Himmel meine Verſuche ſegnen, Ihren unglücklichen Adolph das Leben möglichſt zu erleichtern! Vereinigen Sie Hoffnung und Faſſung, wie es einem Weiſen und Chriſten ziemt.

Mit der innigſten Wehmuth unterzeichnet ꝛc.

„Gott, ſo werden denn meine Ahndungen wahr!“ rief die Gräfin und ſank ohnmächtig hin. Die Düval, welche ihr

von fern gefolgt war, und ihren Schrey gehört hatte, eilte hin und brachte ſie in eine nahe Grotte. Sie kam ſpät erſt wieder zu ſich ſelbſt, und ſah die Amtsräthin eine lange Zeit mit ſtarren Blicken voll Wehmuth und Entſetzen an.

Düv. Was iſt Ihnen? Wo iſt Ihr Gemahl?

Gr. v. T. Da liegt der ſchreckliche Brief — er iſt mir entfallen — Leſen Sie, leſen Sie! — Arme Wittwe, glücklich in ihren Kindern! — Bejammern Sie die reiche Mutter, der ihre Kinder Qual ſind! . . . Wie hab' ich dieſes Schickſal verdient! . . . . Gott verzeihe mir die Frage, es iſt die ſtumme Frage des Wurms, den ein muthwilliger Tritt zerquetſchte. — Hundert Frauen dürfen ſich im Kreiſe ihrer Kinder freuen, denen Liebe und Ehe nur Spielwerke für ihre Wolluſt ſind, Frauen, welche die Pflichten der Mutter um ein Spottgeld an nichtswürdige Zofen verhandeln! — — Da ſteht am ſtillen Abende die unverdroſſene Bäuerin vor der Hütte und fin-

det nach den Laſten des Tages Troſt und Segen von Gott in der Umarmung ihrer ſpielenden Kleinen. — Lieb' ich meinen Gatten nicht auch mit heißer Liebe? Führte uns nicht Unſchuld zum Altar? — Iſt mein Tellow nicht Menſchenfreund? Segnen ihn nicht in täglichem Gebete ſeine Unterthanen? — Ja, er iſt ganz ſo, wie ich ihn dachte, da ich die Schmeicheleyen der ſchönſten jungen Männer mit Gleichgültigkeit aufnahm, und voll Vertrauens auf ſein edles Herz mich ſeinen Armen hingab? — Warum iſt er ein unglücklicher Vater, er, der ſo vielen Kindern den Himmel auf Erden bereiten könnte?

Die Düval gab ihr mit thränenden Augen den Brief zurück.

Düv. Die Wege der Vorſicht ſind dunkel; Ihre Prüfung iſt hart, laſſen Sie Ihr Vertrauen und Ihre Hoffnung nicht ſinken. Wenn Emiliens Augen für dieſe Welt verſchloſſen ſind, ſo iſt darum die ganze Emilie nicht verloren. Jene

berühmte Blinde unſerer Zeit koſtet in dem Spiele ihrer Harmonika die Harmonien des Himmels, und Oſſian und Milton genoſſen in ihrer Finſterniß die ſeligſten Stunden, ſie ſehen das Morgenroth nicht, und es erſchien ihnen doch ſo herrlich.

Gr. v. T. Gute, gefühlvolle Duval! Dieß iſt kein Troſt für eine Mutter. Mein Adolph kann an ſeinen Krücken auch vielleicht einige frohe Augenblicke haben, der unſchuldige Gefangene kann ſie ſich ja im Kerker geben, wenn ſchon der Todestag heran naht. Aber, wenn auch meine Emilie ihr Schickſal mit Standhaftigkeit trägt, und ihm dann und wann heitere Stunden abgewinnt, ſoll die Mutter denn doch nicht weinen, wenn ſie täglich ihr Kind vor ſich ſieht, umringt von ewigem Dunkel. Wie ſchön iſts, wenn die Seele einer guten Tochter ſich den Blicken der Mutter in gefühlvollen Augen entgegen ſpiegelt! Gott, wenn ich meine Mutter nicht mehr hätte ſehen können! — Kommen Sie, Duval, ich muß das arme Mädchen ſehen, mir iſt,

als wäre ihr Todesurtheil geſprochen, als wäre ſie von mir auf immer geſchieden. Kommen Sie, ich will ihr das Lebewohl ſagen . . .

Düv. Erſparen Sie ſich dieſe Scene, meine Gräfin, Sie ſind zu ſehr bewegt. Stimmen Sie Ihre Seele, die ja ſo groß iſt, zur Ergebung in ein unvermeidliches von Gott über Sie verhängtes Loos, und erleichtern Sie dem guten Kinde durch alle Liebe, deren ein Mutterherz fähig iſt, ſein hartes Schickſal.

Gr. v. T. Das werd ich. Möcht' ich ihr doch alle Freuden des Lichts und der ſchönen Natur erſetzen können, daß ſie einſt in meinen Armen des Lebens froh wäre, und ihren Gott prieſe! — — Wie mag der Brief meinen Gemahl erſchüttert haben! Er hat ohnehin ſchon im Stillen ſo viel über das Mädchen gelitten. Er muß außer ſich geweſen ſeyn, ſonſt hätte er den Brief nicht fallen laſſen. — Ich muß ihn aufſuchen. — Doch nein; ſein kummervoller Anblick dürfte mich zu tief rühren, und meine Thränen würden

ihn troſtlos machen. — Lieber überlaß' ich ihn der Einſamkeit.

Jetzt kam Gärtners naives Annchen hergehüpft, und brachte der Gräfin ein Körbchen mit Blumen, welche ſie ſchalkhaft lachend auf ihren Schooß legte.

Gr. v. T. Von wem haſt du dieſe Blumen, Mädchen?

Ann. Vom Frühlinge, gnädige Gräfin.

Gr. v. T. Sind ſie theuer?

Ann. Wohl ſehr theuer, meine Mutter ſagte, ich ſollte mir viel dafür geben laſſen.

Gr. v. T. Was denn, Kind?

Ann. Ihre Gnade, gnädige Gräfin, und ihre liebe Hand, um ſie zu küſſen.

„Ich danke dir, kleine Schmeichlerin, ſagte die Gräfin, und küßte ſie mit Rührung.“ — „Geben Sie aber Comteß Emilien auch eine Blume davon,“ ſagte das Mädchen, küßte ihre Hand mit froher Haſtigkeit und hüpfte wieder fort. — — — „Gutes Kind, ſeufzete

die Gräfin, für Emilien ſind keine Blumen geſchaffen; ſie wird nie ihrer Mutter entgegen hüpfen, wie du mir! — Fühlen Sie, Düval, wie traurig meine Lage iſt. Ein Paar Worte aus dem Munde eines lachenden Kindes erſchüttern mich im Innern, und laſſen mich von neuem mein ganzes Unglück überſehen. — Verlaſſen wir den Garten, auch die Natur hat keine Ruhe für mich, ich fürchte mich, meinem Gemahle in dieſer Stimmung zu begegnen. — Haben Sie die Güte und ſehen nach meinen armen Kindern.

Sie trennten ſich; die Gräfin ſendete den Brief an die Baroneſſe Scholten ab, und ſah mit ſchwarzen Ahndungen der Gegenwart ihres Gatten entgegen, der um dieſe Zeit gewöhnlich den Thee auf ihrem Zimmer zu nehmen pflegte. Dieß Mal erſchien er nicht; ihre Unruhe ſtieg auf das höchſte. — — —

Der Inhalt des Briefes vom Arzte hätte für den Grafen nicht überraſchend

ſeyn ſollen. Er war darauf ſeit geraumer Zeit durch zweydeutige und geheimnißvolle Briefe vorbereitet, und Verzweiflung an der Wiederherſtellung ſeiner Kinder war die Hauptursache der Melancholie, die ſeine Gattin in eine ſo gerechte Unruhe verſetzte. Allein auch die Verzweiflung hat zuweilen noch lichte Zwiſchenräume von Hoffnung, und dieß war bey dem Grafen um ſo mehr der Fall, da der Arzt beſonders in Heilung der Augenkrankheiten den ausgezeichneteſten Ruf genoß. Die letzte Erklärung von einem ſolchen Manne, mit der auf ein Mal alle ſeine Hoffnungen ſanken, war für ihn ein Donnerſchlag; alle fürchterliche Vorſtellungen, die ihn ſo lange ſchon für jede Freude des Lebens unempfänglich gemacht hatten, drängten ſich jetzt vor ſeine Seele, er ſah zurück in ſein voriges Leben, in jene Jugendjahre, wo der Genuß der berauſchendeſten Wolluſt ſeine Tagesordnung war, und wo er unter den üppigen Liebkoſungen ſeiner Buhlerinnen alles vergaß, was das wahre Glück eines edlen Herzens macht. Leb-

hafter als je hallte in ſeinen Ohren der freundſchaftliche Zuruf eines ſeiner vormals gebrauchten Aerzte: „Ich bitte Sie um Ihrer eigenen Ruhe willen, wagen Sie nie zu heirathen, wenn Sie Ihrer Geſundheit nicht ganz ſicher ſind.“ Er ſah in ſich einen Betrüger, der einem liebevollen Weibe die gerechteſten und ſüßeſten Hoffnungen des Lebens vereitelte, einen Vater, welcher Kinder erzeugt, die vielleicht ihr Daſeyn und mit ihm den Vater verfluchen, einen Frevler, der es wagt, die ſchönen Harmonien der Lieder voll Dank gegen den Schöpfer rings umher durch Stimmen des Elends und der Verzweiflung zu zerſtören. Unter wilden troſtloſen Phantaſien ſchweifte er umher in der Landſchaft, und warf ſich dann in einem düſtern Tannenwäldchen, in welches der Garten führte, unter einem Baume nieder, deſſen Farbe mit den Farben der Bilder, die ihn quälten, auf eine grauſende Weiſe harmonirte. Durch die Zweige der Tannen wimmerte mit kläglichem Pfeifen der Abendwind, und die

ſanftglühende Röthe des Niedergangs miſchte ſich melancholiſch unter die ſpielenden Schatten. „Da lieg' ich einſam, ſagt' er, auf bemooßten Wurzeln, die Pracht des feierlichen Abends geht mir ungenoſſen vorüber, und ſeufzend ſeh' ich den ſchönen Stern, der mir einſt Ruhe winkte, und mich in ſtille ſelige Schwärmereyen wiegte. Jedes Geräuſch erſchreckt mich, ich erbebe, wenn das kleine Eichhorn die wankenden Aeſte durchklettert; alles mahnt mich an meinen verlornen Seelenfrieden, die Bäche murmeln mir zu: „Du biſt unſer Freund nicht mehr!“ — Warum lieg' ich nicht entzückt am Buſen meiner treuen Gattin in einer lachenden Scene der Natur, umſpielt von blühenden, wonneverſprechenden Kindern? Warum flieh ich aus ihrer Mitte, ſchaudere vor dem Anblicke des Schloſſes meiner Väter, und ſchweife umher, wie ein Verbrecher, deſſen Begleiter Fluch und Todesangſt ſind? — Gott gab mir Alles, was ein Menſch erflehen kann, Geſundheit und Stärke, Reichthum, — ſelbſt,

was in Stünden der Begeiſterung der Jüngling mit feurigen Thränen wünſchte — ein Weib voll Schönheit und Tugend. — Julie! Julie! Wo biſt du? Warum ſchließ ich dich nicht in meine Arme? — Fern von mir wankſt du einſam, verloren in den Bildern eines tiefen Grames. — Julie, warum weinſt du, und ringſt deine Hände ſo troſtlos? Warum wendeſt du dein Geſicht weg und ſchauderſt? — — — Ha! ich ſeh' es, da kommen deine Kinder den Lindengang herunter; Jeannette führt die blinde Tochter, und Krücken ſtützen den keuchenden Adolph. — Ha! Julie! Sieh da! Das iſt ſüßer als Brautnacht. — Sieh! Wie ſie hüpfen! Sieh Emiliens blaue Augen! Sieh, wie Adolph unter den Blumen umher ſchwebt! — Freue dich, ſie winden dir einen Kranz! — Mutter über alle Mütter, wie froh wird einſt das Jubelfeſt ſeyn! — — Du weinſt immer noch? Mädchen, ſiehſt du Gräber? Erſcheinen dir Todte? — Ha! da wandelt ein Schatten her, blutend von der Wunde des Selbſtmords.

Julie, es iſt dein Tellow. Fliehe, fliehe, er ergreift deine Kinder, zerfleiſcht ſie, und zerſtreut ihre Gebeine in die Lüfte!“

„Gott! Sie hier? Und wie treff' ich Sie?“ rief Grottau, der ihn aufgeſucht, und ſeine letzten Worte gehört hatte. Der Graf fuhr zuſammen, und ſah ihn lange ſchweigend mit wilden Blicken der Wuth an. „Ungeheuer, ſagt' er endlich mit dem Tone des Entſetzens, biſt du da? Wer hat dich gerufen?“

Gr. Kennen Sie Ihren Grottau nicht?

T. Meinen Grottau, Du mein? Ja, beym ewigen Gott, mein, wie die Schlange, die ſich um den Fuß des ſorgloſen Wanderers windet. — Grottau, Grottau, gieb mir die Jahre meiner Unſchuld wieder! Gieb ſie wieder, und verſchwinde aus den Erſcheinungen meines Lebens! — Grottau, Grottau, die Abende im Wäldchen!! — — Marianens wolluſtvoller ſchauderhafter Kampf am Abgrunde!! — — Dein Gelächter, Grottau, wenn der Sturm des Gewiſſens mich erſchütterte!! — — Ach! und

meine Thränen jetzt, die Verzweiflung meiner Julie, das namenloſe Elend meiner Kinder! — Grottau, Grottau, gieb mir die Jahre meiner Unſchuld zurück! — Nein, das kannſt du nicht; du biſt kein Gott, aber ein Teufel, vor dem Gott erbeben möchte. . . . Der Graf ſank ſinnlos hin; Grottau brachte ihn auf ſein Zimmer. Er kam wieder zu ſich. „Was hab' ich geredet, waren ſeine erſten Worte mit gebrochener Stimme, meine Gedanken giengen irre. Haben Sie Mitleid, Grottau; ich bin ohne Rettung verloren.“ Er ſank darauf in einen tiefen Schlaf. — — —

„Bruder! War das Spaß oder Ernſt? ſagte Grottau bey ſich ſelbſt: es war wohl mehr als Spaß? Schlaf ſanften Schlaf, meinetwegen ewigen Schlaf! Deine Julie wird ſich zu tröſten wiſſen. Sie muß dich nur erſt kennen, dann giebt ſich alles. Er ſchläft ſehr tief, und, geſetzt auch, er wacht auf — — was ich thue, thue ich zu ſeinem Beſten. Zum Glück iſt ſein Schreibepult offen. . . Ha

da liegt ſein Tagebuch! — Wozu ein Tagebuch für einen Menſchen, der der Verrückung nahe iſt. — Und dieß Paquet mit Briefen, ich kenne die Hände, befördert ſeine Kur auch nicht. — Arme Mariane, du wirſt wohl von den Todten erweckt werden. —

Er ſteckte die Papiere zu ſich, entfernte ſich mit leiſen Tritten, und rief den Kammerdiener des Grafen.

(Die Vollendung folgt im nächſten Bändchen.)

K. H. Heydenreich.

VIII.

J. J. Spalding
Denkſchrift
auf
ſeine verewigte Gattin,
an
ihren Vater.

An Herrn D. Gebhardi
in Stralſund.

Was auch dieſe Art der Zuſchrift etwa Sonderbares an ſich zu haben ſcheinen mag: ſo bin ich doch verſichert, daß die wenigen freundſchaftlichen Gemüther, in deren Hände allein ſie meiner Abſicht nach kommen ſoll, mir den Troſt gönnen werden, den ein ſehr verwundetes Herz gewöhnlicher Weiſe darin genießt, wenn es ſich mit dem Gegenſtande ſeines Kummers beſchäftigen, den Regungen ſeiner Wehmuth und ſeiner Zärtlichkeit unaufgehalten nachhängen, und auch Andere mit in dieſelben hinein ziehen darf. Sie inſonderheit, hochgeſchätzter Herr Vater, theilen

zu ſehr mit mir den Schmerz, der mein Innerſtes durchdringt, als daß Sie mir nicht liebreich erlauben ſollten, meine Bedaurung vornehmlich vor Ihnen auszuſchütten. Ihnen und Ihrer gottſeligen und weiſen Erziehung hatte ich die theure liebenswürdige Gefährtin meines Lebens zu danken, die beynahe eilf Jahre hindurch meinen Stolz und meine Freude ausgemacht hat. Was kann ich jetzt meinem Gemüthe für eine angenehmere Nahrung geben, als die genaue lebhafte Erinnerung deſſen, was ich beſeſſen zu haben, noch für ein ſo großes Glück halte.

In den ſehr frühen Jahren, da ſie die erſte unſchuldige Zärtlichkeit ihres Herzens mir weihte, lernte ſie bald genug dieſe ihre Jugend vergeſſen, und ihren Geſchmack ſo wohl, als ihre Vergnügungen mit den meinigen, ungeachtet der beträchtlichen Ungleichheit unſers Alters, übereinſtimmend und gemeinſchaftlich machen. Dieß war die Folge von den Grundſätzen, die vom Anfange her ihrer

zarten Seele eingepflanzt waren, und von der zuverläßigen Art zu urtheilen, welche ihr natürlicher richtiger Verſtand durch ein nutzbares Leſen von ihrer Kindheit an noch mehr befeſtigt und erhöht hatte. Sie war ſo glücklich geweſen, in dieſem letztern Stücke beſtändig auf eine gute Wahl geführt zu werden; und das gab ihrem Geiſte eine Ausdehnung, und ihrem von Natur lebhaften und ſcharfen Witze eine Ordnung und Wahrheit, die ſie zugleich zu dem munterſten und zu dem gründlichſten Umgange geſchickt machte. Mit dieſen Fähigkeiten war ſie beſonders für mich die wünſchenswürdigſte Geſellſchafterin. Indem ſie ſo leicht das Wahre in einer jeden Sache zu empfinden, und inſonderheit auch die glänzenden Thorheiten der Welt ſo genau auf ihren Werth herunter zu ſetzen wußte; indem ſie ſich faſt auf alles das, worüber ich las und dachte, mit mir einlaſſen konnte, ſo bald ich ihr nur mit wenigen Worten die Begriffe davon geläufig gemacht hatte, indem ſie das menſchliche Herz, vermittelſt

einer redlichen Aufmerkſamkeit auf ihr eignes, in ſeinen mannigfaltigen Tiefen kannte, und indem ſie bey dem allen der Natur und Beſtimmung ihres Geſchlechts treu blieb, und der unerträglichen Abgeſchmacktheit, beleſen oder gelehrt ſcheinen zu wollen, noch mehr feind war, als der äußerſten Unwiſſenheit, ſo fand ich bey ihr die angenehmſte einſame Unterhaltung, ohne in den vermiſchten Geſellſchaften auch nur den Argwohn bey Andern beſorgen zu dürfen, daß ſie in dieſem Stücke etwas Unterſcheidendes ſuche.

Die ganze Vorzüglichkeit ihres Verſtandes und ihrer Kenntniſſe aber ward dadurch erſt recht ſchätzbar, daß ſie die Kraft davon in einer aufgeklärten Tugend und Gottſeligkeit zeigte. Ihr gutes Herz fühlte in einem ſehr hohen Grade den Werth der göttlichen Beruhigung, ſich von der Wahrheit leiten zu laſſen, und nach den Grundſätzen, die man glaubt, zu denken und zu handeln. Die Treue, die ſie darin bewies, war ihr auch um ſo viel mehr zu einem Verdienſte anzurechnen, je weniger es ihr in ihrem eigenen

Temperamente an Feinden fehlte, die ſie zu beſtreiten hatte, und je mehr ſie inſonderheit Urſache fand, gegen eine gewiſſe Schnelligkeit der Eindrücke und Gemüthsbewegungen, welche ſelten von der ſonſt ſo einnehmenden Lebhaftigkeit des Geiſtes getrennt zu ſeyn pflegt, auf ihrer Hut zu ſeyn. Aber auch die Siege, die ſie hier über ſich ſelbſt erhielt, waren dem Eifer und der demüthigen Aufrichtigkeit in Selbſtbekenntniß, womit ſie gegen jene Anfälle ihrer Natur kämpfte, zu ihrer Freude vollkommen gemäß. Ueberdieß fand ſie gleichſam eine ſehr wichtige Schadloshaltung dafür in der geraden ungekünſtelten Redlichkeit, womit ſie alle Krümmen des Verhaltens, und alle niedrige Verſtellungskünſte verabſcheuete, und in der ernſtlichen Begierde, womit ſie allenthalben zu lernen und ſich zu beſſern ſuchte. In Anſehung dieſer letztern Geſinnung iſt mir noch die tiefe und ernſthafte Ueberlegung merkwürdig, womit ſie nach wiederholter Durchleſung des Ehrengedächtniſſes, welches mein werther und würdiger

Freund, Herr Sulzer, ſeiner vortreff-
lichen Gattin geſtiftet hatte: „Hier muß
es bey mir heißen: Gehe hin und thue des-
gleichen.“ Zu einer ſo ſorgfältigen Wahr-
nehmung ihres Herzens mußte ihr alles
behülflich ſeyn; und ſie fand Mittel, faſt
eine jede Erkenntniß, die ſie beſaß oder
erlangte, dahin brauchbar zu machen,
daß ſie dadurch edler denken und handeln
lernte.

Ihr Chriſtenthum war ſo wohl über
die leeren, unfruchtbaren Spitzfindigkei-
ten und menſchlichen Unterſcheidungen, als
über eine gewiſſe ſinnliche oder ängſtliche
Andächteley, dieſe ſonſt nicht ungewöhnli-
che Eigenſchaft ihres Geſchlechts, hin-
weg. Allein dieſe Gleichgültigkeit verlor
gewiß dadurch bey ihr allen Verdacht von
Strafbarkeit oder Schuld, weil ſie dage-
gen die großen weſentlichen und allgemei-
nen Wahrheiten, die ſich auf Gott, auf
die Erlöſung und auf den hohen Zweck
unſers Daſeyns beziehen, deſto mehr in
ihrem gehörigen Umfange und ihrer völli-
gen Kraft überdachte, glaubte und fühlte,

und in ihrem Herzen ſtets eine innige ſtarke Empfindung der tiefſten Verehrung gegen die Gottheit gegenwärtig erhielte. Derſelbige Geſchmack, der ſie darauf leitete, der machte auch, daß ſie die heilige Schrift ſo ausnehmend liebte, und das, was die Lehren, ſo wohl als die Ausdrücke derſelben, Großes, Gottwürdiges und Herzrührendes haben, mit ſo vieler Bewegung bewunderte. Sie hatte einen überaus glücklichen Fortgang in unſerer gemeinſchaftlichen Bemühung, die Religion beſtändig mit unſerm ganzen menſchlichen Leben in eine Verbindung zu bringen, und uns das Bewußtſeyn von Gott ſo geläufig und gleichſam ſo natürlich zu machen, daß wir es in alle unſere Geſchäfte und Freuden einmiſchen möchten.

Dieſen ſo heilſamen und doch zugleich ſo erfreulichen Gedanken, brachte ſie alſo allenthalben mit ſich hin. Daher kam eigentlich zu allen den Zeiten, wo ihr nicht die Beſchwerden einer ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit zu empfindlich wurden, der aufgeräumte und ihr zur Luſt werdende

Fleiß, in ihren auch noch ſo kleinen häuslichen und mütterlichen Verrichtungen. Daher kam auch beſonders die Leichtigkeit, womit ſie in den gemeinſten Vorkommenheiten unſers Lebens die Wohlthaten der Fürſehung zu bemerken wußte, und das Vergnügen, womit ſie dieſelben erhob und in's Licht ſetzte. Bey einem Spatziergange im Garten, bey der Zueignung und den Wohlthätigkeiten ſo mancher liebreicher Gemüther meiner Gemeinde, bey der Wahrnehmung irgend einer guten Eigenſchaft an unſern Kindern, und bey tauſend andern dergleichen größern oder geringern Veranlaſſungen war das immer ihr Erſtes was ſie dachte, daß wir ſo viel, ſo viel Gutes von Gott hätten! So ward bey ihr die Religion das, was ſie bey jedermann ſeyn ſollte, nicht ein feyerliches Schreckbild zur beſtändigen Erregung finſterer ſchwermüthiger Bangigkeit, ſondern eine Quelle der freudigſten Munterkeit, welche gleichſam die ganze Natur um ſich her verſchönert, und vermittelſt der entzückenden Empfindung von dem Wohlge-

fallen Gottes, alles in einem gedoppelt heitern und erquickenden Lichte darſtellt. Aber freylich gehört auch dazu eine Seele, die mit Gott und ſeinen Abſichten harmoniret, und die alſo die Gedanken von ihm, als dem Urſprunge und Regelmaße alles Rechts, alles Schönen und Guten, nicht zu ſcheuen noch zu fliehen nöthig hat.

Dieß war das Herrſchende in dem Charakter unſerer geliebten Wilhelmine; und bey dieſer Art zu denken vermochten die äußerlichen Umſtände und Unterſchiede in der Welt viel zu wenig über ihr ſo gut verwahrtes Herz, als daß dadurch beſchwerliche Begierden und Beunruhigungen bey ihr hätten entſtehen können. Davon zeigte auch beſonders noch zuletzt die Aufmerkſamkeit und Rührung, womit ſie in dem ſchätzbaren Buche: Rob. Lucas Weg zur Glückſeligkeit, welches ſeit einiger Zeit unter andern ihre Lieblingsleſung geworden war, eine Stelle las, und wenig Tage vor ihrer kurzen Krankheit ſich auf ein beſonderes Blatt aufſchrieb. „Laſſet andere (heißt

„es) ſich an Ehre, Reichthum und Macht
„erfreuen: laſſet mich meiner ſelbſt der
„Wahrheit und Gottes genießen. Laſſet
„andere ſich der Schmeicheley der Sinne,
„und des Blendwerks der Einbildung
„freuen: gebet mir Geſundheit und ein
„fröhliches Herz, Ruhe und Heiterkeit
„einer einſamen Stille, nebſt dem Ver=
„gnügen und der Sicherheit, welche die
„göttliche Gegenwart darin hervor bringt.
„Laſſet andere endlich von ihrem Glücke:
„laſſet mich von mir ſelbſt abhangen.“
Es war gewiſſer Maßen natürlich, daß bey einer ſolchen Erhebung der Gedanken gleichſam eine innerliche Quelle von Licht und Freude ihren ganzen Geiſt durchſtralte, und beſonders eine jede ſtille Stunde des Nachdenkens mit dem Vergnügen des Himmels erhellte. Dann lachte ihr freundliches liebreiches Auge noch zufriedener und brachte ſo viel gewiſſe Heiterkeit und Frohlocken in meine bisweilen bewölkte Seele.

Dieſer freyen und zu einer jeden reinen unſchuldigen Freude ſo gelegten Ge=

müthsart hatten ihre und meine Anverwandten und unſerer gemeinſchaftlichen Freunde es zu danken, daß unſere Wohnung für ſie allemal ein ſo ermunternder Aufenthalt ward. Zugleich machte dieß ſie ſo viel fähiger und geneigter eine Pflicht zu erfüllen, deren Erheblichkeit ſie in ihrem ganzen Gewichte fühlte, nämlich die Pflicht wohl zu thun. Sie ſchien nichts weniger als ſich ein Verdienſt erworben, ſondern blos eine Schuld abgetragen zu haben, wenn ſie Nahrung, Erquickung und Beyſtand denen zuwenden konnte, die es bedurften. Ueberhaupt zeigte ſie in ihrem ganzen Umgange und Betragen die Geſinnung, deren natürlicher Ausdruck in einem unſerer tragiſchen Dichter ihr ſo ſehr gefallen hatte und ſeitdem faſt immer in ihrem Gedächtniſſe war: Du weißt, wie gern mein Aug' vergnügte Menſchen ſieht.

Ich habe bisher ohne Bedenken ſo viel von einer hochachtungswürdigen geliebten Perſon, die mir ſo nahe angeht, geſagt,

weil ich nicht beſorgen darf, daß diejenigen, für welche ich ſchreibe, und am wenigſten Sie, hochgeſchätzter Herr Vater, ſich zu ſehr mit der Abbildung einer Freundin beläſtiget finden werden, die Ihre Werthſchätzung ſo wohl verdiente. So hab' ich, und ſo haben Sie ſie gekannt. So iſt ſie auch allen denen bekannt geworden, die durch einen genauern und anhaltendern Umgang Gelegenheit hatten, des ganzen Grundes ihres Herzens kundig zu werden. Ich an meinem Theile finde eine gewiſſe Erneuerung ihrer Beſitzung, einen übriggebliebenen Schatten von ihrer für mich ſo einnehmenden Geſellſchaft darin, wenn ich die Vorſtellung von ihr ſo umſtändlich und lebhaft, als es mir möglich iſt, in meine Seele zurück rufe. Es iſt mir ſo gar gewiſſer Maßen Gottesdienſt, die theuerſte und angenehmſte der Wohlthaten, womit die Fürſehung mein irdiſches Leben beglückſeliget gehabt, auch jetzt noch mit einer gefühlvollen wehmüthigen Dankbarkeit zu erkennen und zu verehren.

Ich genieße es nun nicht mehr, dieß beſte Geſchenk des Himmels. Ich bin von der Gefährtin meiner Wanderſchaft, die hauptſächlich mir dieſelbe leicht und anmuthig machte, verlaſſen. Der Tag, der ſie mir entriß, da meine Hoffnung zu ihrem Leben erſt ſchwach ward, und bald ſich immer mehr verlor; der Anblick ihres Kranken= und Sterbelagers; ihre Geſpräche und ihr Bezeigen, während daß ſie ihr Ende heran nahen ſah; dieſe für mich unausſprechlich rührenden vermiſch=ten Scenen von Glaube und Zärtlichkeit, von Erhebung ihrer ganzen Seele zu Gott und von inbrünſtig wallenden Liebesbewe=gungen gegen mich und ihre Kinder, wo=bey bisweilen die aus der Heftigkeit der Krankheit entſtehenden kleinen Unordnun=gen die Eindrücke noch durchdringender machten; dieſe eifrige Geſchäftigkeit ihrer bereits ſterbenden Hand, mir die Thrä=nen, in welchen ſich Angſt und Freude vermengten, von den Augen zu trocknen; dieſer himmliſch freundliche Blick, womit ſie mir bey ſchon ſchwer werdender Sprache

verſicherte, daß unter allen irdiſchen Dingen, die ihr nun bald aus den Gedanken kommen ſollten, ich das Letzte ſeyn würde, was ſie vergeſſen wollte; dieſe und ſo viele andere Umſtände von gleicher Art, die zu einer ſolchen Zeit das von Empfindlichkeit überwältigte und betäubte Herz ganz zu Boden drücken, ſind ſo tief in meine Seele gegraben, daß das Andenken davon nicht allein unauslöſchlich, ſondern auch, wie ich hoffe, in Abſicht auf meine höchſte Angelegenheit fruchtbar bey mir ſeyn wird. So oft war in dieſen Stunden der innigſten Bewegung das der Inhalt unſerer Unterredungen, wie gar unbedeutend und nichtswürdig alle andere Emſigkeiten gegen die einzige große Sache ſeyn, bey der ſo augenſcheinlichen Ungewißheit alles Irdiſchen, ſich in der Rechtſchaffenheit der Seele zu einer ſolchen Veränderung und zu einer unvergänglichen Glückſeligkeit zu bereiten. Und ſo oft nahm ſie meine Hände in die ihrigen geſchloſſen mit der liebreichſten Billigung und Aufmunterung die heiligen Verpflichtungen von mir an,

mich durch dieſe, des Menſchen würdigſte Sorge zu der erwünſchten Wiedervereinigung mit ihr immer geſchickter zu machen.

Hierin liegt alſo nun mein angelegentlichſtes Geſchäft, ſo wie mein kräftigſter Troſt. Dieſe Zukunft, die mir mein theures Weib wieder geben wird, iſt auch um deßwillen ſchon ſo viel mehr werth, daß ich mein Gemüth mit aller ſeiner Erwartung und Beſtrebung dahin gewöhne. Wenn jetzt mein Haus und die Welt um mich her mir eine Wüſte iſt, wenn mein thränendes Auge ſie, die ich liebte allenthalben vergebens ſucht; wenn die blühende Natur, die ich in ihrer Geſellſchaft ſo reizend zu finden pflegte, nun wie verdunkelt vor mir liegt; wenn der Anblick kleiner geliebter Kinder das Bild ihrer liebenswürdigen Mutter mit Schmerz und Entzücken zugleich in mir erneuert; wenn über ſo manche unſchuldige erfreuende Ausſicht auf nähere oder entferntere Zeiten, die durch ihre Theilnehmung erſt recht köſtlich werden ſollten, plötzlich der

ſchwärzeſte Vorhang niederfällt; wenn alle meine irdiſche Freuden, ſelbſt die beſten, reinſten und ſelbſt auch Gott gefälligſten Freuden, aus meinem Leben mit einem Male weggeflohen zu ſeyn ſcheinen — ſo erbebet freylich mein Herz — Aber ich werde bey dem allen doch noch nicht traurig ſeyn dürfen, wie die Andern, die keine Hoffnung haben. Die Religion, die ich glaube, wird ihren wohlthätigen Einfluß in mein Troſt bedürfendes Herz beweiſen, und mich über das ſonſt ſo ſehr niederſchlagende Gefühl der Menſchlichkeit erheben. Es iſt eine Fürſehung und eine Ewigkeit, deren rechte Erwägung mich nicht ſinken läßt. Ich will alſo nur ſuchen, den Geſichtskreis meiner Betrachtung hierüber zu erweitern, und mich damit mehr in den unermeßlichen Umfang der weiſeſten und beſten Regierung zu vertiefen. Im Ganzen wird doch dieß alles recht und gut, und auch mir ſelbſt, der ich es nur noch weinend glauben muß, gut ſeyn. Dieſe Gewißheit wird unfehlbar meine Seele, wenn ſie etwa wanken

will, unterſtützen und aufrecht erhalten. Und ſchon danke ich dem Urſprunge alles Troſtes für das göttliche Licht, womit er in dieſen trüben Tagen meinen Geiſt aufgeheitert und geſtärkt hat; womit er auch bey Ihnen, hochgeſchätzter Herr Vater, dasjenige erträglich gemacht hat, was ſonſt für das Herz eines Vaters zu viel iſt, eine einzige geliebte Tochter, und eine ſolche Tochter zu verlieren. Wir insgeſammt, da unſer nicht wenig ſind, die durch die engſten Bande der Natur und Anverwandtſchaft zu einerley Schmerz vereinigt werden, wir wollen auch hierbey immer mehr über das Sichtbare hinweg, und mit Blicken der lebendigen Ueberzeugung in jene Welt der Wahrheit und des Friedens hinein ſehen, die unſere Geliebte aufgenommen hat, die ihr das Alles überſchwänklich vergütet, was ſie etwa hier verloren zu haben ſcheinen möchte, und deren vollkommenes Licht auch für uns einmal alle dieſe finſtern Gänge der Fürſehung aufklären, und unſere gegen-

wärtige Wehmuth in Dank und Lobgeſang verwandeln wird.

Laſſen Sie die Verbindlichkeit der Freundſchaft und der Zueignung, die durch eine ſo werthe Mittelsperſon unter uns geſtiftet worden, auch noch um ihrentwillen, und um dererjenigen willen, die uns von ihr übrig geblieben ſind, eine unverrückte Dauer behalten; ſo wie ich auf meine Lebenszeit das wahrhafteſte Vergnügen in Beweiſung der ehrerbietigen Hochachtung und Verpflichtung eines Sohnes finden werde. Barth, den 17ten May, 1762.

J. J. Spalding.

Ende des dritten Bändchens.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

1-4 = XXXX I 84
XXX V 89